This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Lt
I
970.5

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

St 1.970.5

Harvard College Library

FROM THE

CONSTANTIUS FUND

Established by Professor E. A. SOPHOCLES of Harvard University for "the purchase of Greek and Latin books, (the ancient classics) or of Arabic books, or of books illustrating or explaining such Greek, Latin, or Arabic books." Will, dated 1880.)

Received 7 Nov. 1902.

Gymnasial-Bibliothek.

Herausgegeben von

Dr. E. Pohlmeyer, Professor. und **Hugo Hoffmann**, Gymnasialoberlehrer.

Achtundzwanzigstes Heft:

Der Geschichtschreiber

P. Cornelius Tacitus.

Von

Dr. Otto Wackermann.

Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1898.

Der Geschichtschreiber

P. Cornelius Tacitus.

Von

Dr. Otto Wackermann,
Professor am Königlichen Gymnasium in Hanau.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1898.

St. 1. 990.5

HARVARD COLLEGE
NOV 7 1902
LIBRARY

Constantius fund.

Wenn eine Nation sich zu gemeinsamen großen Thaten erhoben hat oder wenn gemeinsame Ideen alle Schichten des Volkes bewegen, so ist es nichts Ungewöhnliches, daß auch die Geschichtschreibung durch den Mund bedeutender Geister diesen Gedanken Ausdruck giebt; die Nation besinnt sich auf sich selbst, fühlt die Neigung, die großen Erlebnisse, an denen das Volk in seiner Gesamtheit teil genommen, die Empfindungen, die es getragen, den Mit- und Nachlebenden vor Augen zu führen. Herodot schrieb sein berühmtes Geschichtswerk zu einer Zeit, als die Erinnerung an die großen nationalen Errungenschaften, an die gemeinsame erfolgreiche Abwehr der Barbaren noch lebhaft vor der Seele stand, als der Stolz der Griechen sich hob in einem panhellenischen Gedanken. Thucydides begann sein Werk, das ein κτῆμα ἐς ἀεί werden sollte, mitten in den Kriegswirren, welche die ganze Griechenwelt in zwei feindliche Heerlager teilten und alle, auch die kleinsten Staaten des weitverbreiteten Volkes in Spannung hielten und Partei ergreifen ließen. Die deutsche Geschichtschreibung war nie eifriger thätig als in unserm Jahrhundert; der größte deutsche Geschichtsforscher, Leopold von Ranke, erstand seinem Volke, als der nationale Gedanke, das Bedürfnis nach politischer Einigung, die deutschen Stämme aufs lebhafteste ergriff, und nachdem die Hoffnung und Sehnsucht des Volkes erfüllt war, schuf seine Geschichtschreibung ihr bedeutendstes und reifstes Werk.

Es ist ein wunderbares Schauspiel, das Rom uns in dieser Beziehung bietet. In einer Zeit des Niederganges des politischen Lebens, wo die selbständige Beteiligung der begabtesten Männer an den gemeinsamen Aufgaben des Staates seltener war und mehr und mehr zurückgedrängt wurde, entwarf der größte Geschichtschreiber, den das römische Volk gekannt hat, seine ergreifenden Charakterporträts und schilderte die neugestalteten Zustände des Staates und die Vorgänge und Personen, welche diese herbeiführten, in großartigen Zügen und in packender Sprache.

Die römische Monarchie hatte das Bedürfnis nach Ruhe, das sich in Italien wie in den Provinzen lange fühlbar machte, zunächst befriedigt; und war man anfangs froh, der Verantwortung überhoben zu sein, so überließ man bald fast gleichgültig und willenlos die Leitung des Staates einem Machthaber, der damit Gelegenheit und Mittel fand, die eigne Gewalt zu befestigen und auszudehnen und den Bau der Monarchie systematisch weiterzuführen und auszugestalten. Eine Reihe von klug berechnenden oder gewaltthätigen und rücksichtslos grausamen oder auch, bei eigner Unfähigkeit, durch selbstsüchtige Günstlinge schlimm geführten Kaisern, die in verhältnismäßig kurzer Zeit aufeinander folgten, unterdrückte mehr und mehr die selbständigen Charaktere, drängte die Erinnerung an republikanische Größe und Freiheit zurück, zog ein sklavisches Schmeichlergeschlecht heran, das voll Beklommenheit die wenigen mutvollen Kämpfer für Wahrheit und Überzeugung betrachtete und sie meist teilnahmlos als Opfer ihres Freimutes untergehen sah.

Inmitten dieser in mannigfacher Beziehung zwiespältigen Zeit, die auf der einen Seite ein an Unterwürfigkeit und Verzicht auf höhere Würde allgemach gewöhntes Geschlecht heranzog, auf der andern aber doch einzelne Männer auftreten sah, die sich eigner Würde bewußt waren und sich an den Erinnerungen einer großen Vergangenheit aufrichteten, steht der Historiker dieser merkwürdigen Epoche, Tacitus, selbst an den Bestrebungen des Volkes und den Interessen des Staates aufs innigste beteiligt, eine überaus bedeutsame Figur, durch ihre Festigkeit wie durch ihre einsame Größe gleich merkwürdig, ein Geschichtschreiber, durch seine Auffassung wie durch seine Darstellung gleich anziehend und zur Betrachtung anlockend. Und als Charakter wie als Schriftsteller hat Tacitus fast zu allen Zeiten und bei allen Völkern die urteilsfähigsten und scharfsichtigsten Geister zu seinen Bewunderern und Verehrern gezählt.

Es ist das eigentümliche Geschick mancher bekannten Männer der römischen Litteratur, gerade auch aus der Periode der ersten Kaiserzeit, daß wir über ihre Lebensumstände im ganzen dürftige Nachrichten haben. Von dem Leben des Curtius Rufus, des Verfassers der vielgelesenen Geschichte Alexanders des Großen, ist uns so gut wie nichts überliefert, und wir haben, um zu vermuten, daß er unter Claudius gelebt und geschrieben habe, kaum

mehr als einen unbestimmten Anhalt; über den Verfasser des Sittenromans, der uns unter dem Namen des Petronius Arbiter erhalten ist, sind wir so ungewiß unterrichtet, daß noch ein Forscher wie Niebuhr seine Zeit ins dritte Jahrhundert nach Christo setzen konnte anstatt in das erste, wofür man sich jetzt allgemein entschieden hat; Vitruvius Pollio, der über die Baukunst geschrieben hat, der einzige uns erhaltene Schriftsteller seines Faches, ist uns nur im allgemeinen als Zeitgenosse des Augustus bekannt. Auch für die Lebensgeschichte des größten Historikers der Kaiserzeit, des Cornelius Tacitus, fließen die Nachrichten so spärlich, daß wir zum großen Teil auf Nachrechnen und Zusammenstellen angewiesen sind. Trotzdem läßt sich über ihn ein annähernd vollständiges Bild gewinnen aus den gelegentlichen Bemerkungen, die er selbst hin und wieder über seine Person giebt, aus den Briefen seines Zeitgenossen und Freundes, des jüngeren Plinius, der mit ihm im engsten Verkehr stand, aus sonstigen zufälligen Erwähnungen, auch aus inschriftlichen Quellen, deren eine erst in jüngster Zeit über einige, bis dahin unsichere oder gar nicht bekannte Thatsachen Aufschluß gegeben hat.

Über Familie, Heimat und Geburtsjahr des Geschichtschreibers haben wir keine unmittelbaren Nachrichten, und zum Teil muß man unerwiesene Behauptungen, die schon das Altertum aufstellte, zurückweisen. Daß er aus wohlhabender, nicht unangesehener Familie stammte, können wir aus dem ganzen Bildungsgange des Mannes und seiner späteren politischen Laufbahn von vornherein schließen. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß in einigen Handschriften taciteischer Werke der Name des Verfassers Cornelius Tacitus den Zusatz führt: eques Romanus. Der Naturforscher Plinius, der Verfasser der umfangreichen naturalis historia, einer Encyklopädie der Natur und Kunst, machte einst dem kaiserlichen Prokurator im belgischen Gallien, dem Ritter Cornelius Tacitus, einen Besuch und sah bei dieser Gelegenheit ein merkwürdig entwickeltes Kind desselben, das schon als sechsjähriger Knabe fast das Aussehen eines Erwachsenen hatte. Man hält diesen Prokurator nicht ohne Wahrscheinlichkeit für den Vater unsers Geschichtschreibers; jenes Wunderkind, das frühzeitig starb, war dann sein jüngerer Bruder. Wenn der ältere Plinius, wie aus jenem Besuche zu schließen, in näherem Verkehre mit der Familie stand, so mag die enge Freundschaft,

die unſern Hiſtoriker von Kindheit auf mit dem jüngern Plinius, dem liebenswürdigen Epiſtolographen, dem Neffen und Adoptivſohn des Naturforſchers, verband, in einem engern Verkehr beider Familien von Haus aus begründet geweſen ſein. Da der Vater Tacitus in jener Amtsſtellung ſeine Familie bei ſich hatte, war es dem Sohne auch wohl möglich, für germaniſche Völker und germaniſche Sitten aus größerer Nähe Intereſſe zu gewinnen, wie es der Schriftſteller ſpäter ſo vielfach bekundete. Daß ſein Geburtsort Interamna in Umbrien, das heutige Terni, ſei, hat man im ſpätern Altertum bereitwillig angenommen, weil der römiſche Kaiſer M. Claudius Tacitus (275—276 n. Chr.), der den großen Geſchichtſchreiber mit Stolz unter ſeine Ahnen zählte und die Anordnung traf, daß ſeine Schriften jährlich zehnmal abgeſchrieben und in allen öffentlichen Bibliotheken aufgeſtellt werden ſollten, aus Interamna ſtammte; weitere Gewähr haben wir für die Richtigkeit der Behauptung nicht; denn ſie wird nicht dadurch erhärtet, daß die Bewohner der guten Stadt Terni im Jahre 1514 ihrem vermeintlichen großen Landsmanne dort ein Denkmal errichtet haben.

Geboren wurde P. Cornelius Tacitus — denn ſo iſt der Name jetzt inſchriftlich beglaubigt, während man früher zwei widerſprechende Nachrichten über den Vornamen hatte: Gajus und Publius — höchſt wahrſcheinlich im Jahre 54 n. Chr. Seine Kindheit und Knabenzeit fiel in die Regierung des Nero, ſeine ſpätere Jugend und ſein Mannesalter in die an Ereigniſſen der inneren wie äußeren Politik reiche Zeit der Flavier. Gar manche Bildungselemente für Geiſt und Charakter mögen für einen tiefer empfindenden jungen Römer, der ſchon durch ſeine Familie und ſeine Erziehung über die breiten Maſſen des Volkes hervorragte, in jener Zeit gelegen haben. Und daß dem jungen Tacitus eine ſorgfältige Erziehung und Ausbildung zu teil wurde, iſt zweifellos. Wohl war in den meiſten vornehmen Familien Roms in jener Zeit die Erziehung und Beaufſichtigung der Kinder ein Geſchäft, das die Eltern gern von ſich abwälzten. Unſer Schriftſteller giebt uns ſelbſt von der gewöhnlichen frivolen Art, wie die heranwachſende Jugend im Hauſe behandelt wurde, um dann unvorbereitet und leichtfertig ins Leben zu treten, eine lebendige, ergreifende Schilderung in dem Geſpräche „die Redner". Es gehörte zum guten Ton, ſo erzählt er uns, daß die Mutter wie

der Vater sich möglichst wenig um Pflege und Erziehung ihres Kindes kümmerten; gleich nach der Geburt wurde es einer griechischen Magd überwiesen, der man wohl auch einen oder den andern sonst nicht besonders brauchbaren männlichen Sklaven beigesellte. Mit den Geschwätzen und Irrtümern dieser Menschen wurden von vornherein die zarten und noch unerfahrenen Seelen erfüllt, und kein Mensch im ganzen Hause hielt es der Erwägung wert, was in Gegenwart des jungen Gebieters gethan oder gesagt würde. Ja, die Eltern selbst gewöhnten die Kleinen nicht an Rechtschaffenheit noch Bescheidenheit, sondern an Keckheit und naseweises Wesen, wodurch allmählich Unverschämtheit und geringschätziges Betragen gegen nah und fern stehende Personen sich einschlich. Und worauf richtete sich das Interesse der heranwachsenden Jugend? Auf Bühnenkünstler, Gladiatorenspiele, Pferde; davon hörten sie zu Hause, das war ihre Unterhaltung in den Hörsälen, ja die Lehrer selbst, die ihren gut bezahlenden Schülern zu schmeicheln wußten, führten kaum andre Gespräche mit ihren Zuhörern als über solche Gegenstände. Der Unterricht legte es nicht darauf ab, Bekanntschaft mit den Schriftstellern, Kenntnis des Altertums, der Begebenheiten, Menschen und Sitten zu vermitteln, sondern dialektische Gewandtheit, Redefertigkeit, äußerer Schliff waren sein Ziel. Die Rhetoren gewöhnlichen Schlages waren am meisten gesucht. So war der junge Römer gewöhnlich von früh auf zur Leichtfertigkeit herangebildet und blickte, mit oberflächlichem Wissen prunkend, hochmütig auf seine Umgebung herab. Aus dieser Art der Erziehung leitet Tacitus selbst zum großen Teil den Rückgang der öffentlichen Beredsamkeit und der allgemeinen Bildung, überhaupt das Schwinden des idealen Interesses her.

Dennoch gab es in Rom noch manche aristokratische Familie, in der die Eltern, insonderheit die Mutter, wie es einst Cornelia, die Mutter der Gracchen, Aurelia, die Cäsars, Atia, die des Augustus, gethan, sich mit Ernst der Pflege und Erziehung ihrer Kinder hingaben, wo der Sohn nicht „in der Kammer einer erkauften Amme, sondern am Busen der Mutter" erzogen wurde, deren vorzüglichster Ruhm es war, das Haus zu hüten und sich den Kindern zu widmen. Dann wurde wohl eine bejahrtere Verwandte auserkoren, deren bewährten Sitten man den ganzen Nachwuchs der Familie anvertrauen konnte und in deren Gegenwart weder etwas Unanständiges gesprochen noch etwas Unschick-

liches gethan werden durfte. Und nicht bloß auf die ernsteren Beschäftigungen, sondern auch auf die Erholungen und Spiele hatte die Aufsicht und Fürsorge der Mutter einen heilsamen Einfluß. Unter solcher Führung konnte sich dann der jugendliche Geist, ohne in Einseitigkeit zu verkümmern, von früh auf mit Innigkeit edlerer Beschäftigung zuwenden, mochte nun die Ausbildung auf das Kriegswesen, auf die Rechtswissenschaft oder auf die Beredsamkeit gerichtet sein, je nachdem die Neigung oder die Tradition der Familie bestimmend war. Durch Hauslehrer wurde die allgemeine wissenschaftliche Bildung dem Knaben vermittelt, er wurde in die Lektüre der griechischen und römischen Schriftsteller, zunächst die des Homer und Vergil, dann auch in die Kenntnis der Geometrie, Musik, kurz alles, was zur ἐγκύκλιος παιδεία gehörte, eingeführt. Wir dürfen annehmen, daß auch des Tacitus Kindheit und erste Jugend einen ähnlichen Bildungsgang genommen hat, wie er ihn eingehend und mit Wärme uns selbst schildert.

Hatte der Jüngling dann mit sechzehn Jahren die toga praetexta abgelegt, war er durch die feierliche Annahme der toga virilis in den Kreis der Erwachsenen eingetreten, so schloß er sich einem der bedeutendsten Redner an, dem er von seinem Vater zugeführt wurde, und bildete sich in dessen steter Umgebung praktisch in Redekunst, in Rechtskunde und in fachmännischem Wissen aus. Und wie Cicero einst den Umgang und praktischen Unterricht der berühmtesten Juristen seiner Zeit, erst des Augurs Q. Mucius Scaevola, dann des Pontifex gleiches Namens genoß, so suchte Tacitus den Umgang und die Unterweisung der berühmtesten Redner auf. Er nennt uns selbst zwei seiner Lehrer: den M. Aper, einen Mann vor Gericht wie im Hörsaale gleich tüchtig, und den Julius Secundus, den im besten Mannesalter verstorbenen Freund des Quintilian. Beide waren geborne Gallier, gehörten aber damals zu den Leuchten der Beredsamkeit in Rom und waren zu Ansehn, Aper auch, obwohl homo novus, zu hohen Staatsämtern gelangt. Tacitus erwähnt sie rühmend und bewundernd als seine um ihn hoch verdienten Lehrer, die er nicht nur in gerichtlichen Verhandlungen fleißig hörte, sondern auch in ihrem Hause und sobald sie öffentlich erschienen, mit Begeisterung und jugendlicher Leidenschaftlichkeit aufsuchte, um auch ihre Gespräche, ihre Debatten und ihre vertraulichen Unterredungen im engeren Kreise zu hören, zu studieren.

Durch dieſe Männer wurde er manchem andern geiſtig bedeutenden Römer näher gebracht, und in ihrer Geſellſchaft und Begleitung befand ſich der etwa zwanzigjährige ſtrebſame Jüngling, als er im J. 75 Gelegenheit hatte, einem denkwürdigen Geſpräch beizuwohnen, das er ſelbſt uns überliefert hat. Aper und Secundus und mit ihnen Tacitus ſuchten einen gemeinſamen Freund, den Curiatius Maternus, in ſeiner Behauſung auf, der tags zuvor eine Tragödie, Cato von Utica, veröffentlicht und damit bei den Seinen die Beſorgnis erweckt hatte, daß ihm der Freimut, mit dem er eine ſo hervorragend republikaniſche Perſon hatte reden laſſen, beim Kaiſer ſchlimm zu ſtehen kommen könne. Zu der Unterredung trat bald noch ein andrer Teilnehmer, der als älterer Freund des Tacitus von dieſem auch ſonſt öfters genannte Vipſtanus Meſſalla. Es war dieſe Begegnung der Anlaß, daß wir aus Tacitus' Feder jenes koſtbare Kabinettſtück, den dialogus de oratoribus, beſitzen, ſeine Erſtlingsſchrift, aber eins der leſenswerteſten Werke der römiſchen Litteratur. Damals alſo wurde zwiſchen berufenen Vertretern der Wiſſenſchaft und Rhetorik das berühmt gewordene Geſpräch über die Vorzüge und Mängel der modernen und klaſſiſchen oder ciceroniſchen Beredſamkeit geführt, bei dem der zwanzigjährige Tacitus als aufmerkſamer Zuhörer zugegen war und das er bald nachher aus dem Gedächtniſſe und wohl auch aus ſeinen gleich an Ort und Stelle gemachten Notizen niederſchrieb und ſpäter veröffentlichte, eine Frucht ſeiner rhetoriſchen Studien und ein herrliches Denkmal der römiſchen Geiſtesbildung am Ende des erſten Jahrhunderts der Kaiſerzeit. Sowie er aber bei dieſer gelehrten Unterredung zugegen war und durch die Worte der ausgezeichnetſten Männer Belehrung und Anregung empfing, ſo wird er auch ſonſt gar manchmal Gelegenheit gehabt haben, aus dem Munde berufener Kenner die verſchiedenſten Themata behandeln zu hören, mochten es Gegenſtände der Poeſie, der Wiſſenſchaft, des praktiſchen Lebens, der Politik ſein, und auf dieſe Weiſe Förderung, Ergänzung und Abrundung ſeiner allgemeinen Bildung erhalten haben.

Daß Tacitus außer dem belehrenden Umgang mit den beiden genannten Rednern, die in mancher Beziehung einander entgegengeſetzt waren oder ſich ergänzten, des Aper und Secundus, auch den Unterricht des größten Lehrmeiſters der Redekunſt, des Quintilian, genoß, der auch des jüngeren Plinius Lehrer war, und der

in jener Zeit alle nach Bildung strebenden Jünglinge und Männer um sich versammelte, das dürfen wir, auch ohne unmittelbare Überlieferung dafür zu haben, außer andern Gründen aus der gleichen Geschmacksrichtung beider Schüler schließen, indem Tacitus sich wie Plinius bestrebte, die ciceronianische Redeweise, die Quintilian in bewußter Reaktion gegen die gekünstelte und sententiöse moderne Sprache lehrte und übte, nachzuahmen. Und in hohem Grade machte er sich mit den ciceronischen Schriften vertraut; im Dialogus wird der Beredsamkeit Ciceros sowie einzelner Reden eine eingehende Besprechung gewidmet, werden eine Reihe von Citaten aus ihnen herangezogen, erinnert überhaupt die ganze Schreibart an die Diktion, den Periodenbau, den blühenden aber durchsichtigen Stil des Klassikers. Wenn wir nun wissen, um das gleich hier vorauszuschicken, daß Tacitus den größten Teil seines Lebens hindurch sich der praktischen Beredsamkeit gewidmet hat, indem er erst verhältnismäßig spät in der Geschichtschreibung seinen Beruf fand, so können wir zugleich ermessen, daß seine Studien von früh auf nicht minder auf die Rechtswissenschaft gerichtet waren; schon der Dialogus zeigt, daß ihr Verfasser auch dem juristischen Ideenkreise nahe stand. Dem Studium der Beredsamkeit und ihrer praktischen Ausübung im Senate wie vor Gericht ist Tacitus treu geblieben von seiner Jugend an bis in seine späten Jahre. Seinem jüngern Studiengenossen und Freunde, der sich als Redner eines ausgezeichneten Rufes erfreute, gilt er fort und fort als das nachzuahmende, wenn auch nicht erreichbare Vorbild. Als Jüngling machte sich's Plinius, während Tacitus schon bei gereiften Männern durch sein Talent und seinen Eifer Aufsehen erregte, zur Aufgabe, ihm unter den lebenden Rednern am nächsten zu kommen; dem Charakter und der Begabung des Tacitus zollt er Verehrung und Bewunderung. Er preist es als eine außerordentliche letzte Ehre, wenn jemand von dem Meister Tacitus in der Leichenrede verherrlicht wird; er rühmt die erhabne und feierliche Ausdrucksweise, welche die Eigenart der taciteischen Beredsamkeit ausmachte. Des Tacitus Talent wurde zu Lob und zu Verteidigung gesucht, er war von Lehrern und Schülern der Redekunst umdrängt, er wurde in sprachlichen und stilistischen Dingen um sein maßgebendes Urteil angegangen, wurde bei der Anstellung von Redelehrern um seinen Rat gefragt. Das alles giebt hinlänglich Zeugnis, worin Tacitus

von Jugend auf seinen Beruf erblickt hat. Gewiß hat er sowohl beim Tribunal wie im Senat viel mehr Reden gehalten, als wir aus den zufälligen Notizen in Plinius' Briefen nachzuweisen vermögen, wenngleich er nichts davon in buchmäßiger Form herausgegeben zu haben scheint. Er war eben die längste Zeit seines Lebens praktischer Redner, nicht Schriftsteller, wirkte durch Beispiel und Gespräch, nicht wie Quintilian durch theoretischen Unterricht oder Herausgabe eines Lehrbuches.

Ein Charakter wie Tacitus hatte gewiß etwas Abgeschlossenes, war früh fertig; und so wird er engeren Verkehr schon als Jüngling wenig gesucht haben. In der That ist der Freundeskreis, den wir kennen, ein sehr kleiner; in Vipstanus Messalla und dem mit dem jüngern Plinius befreundeten Fabius Justus, welchem Tacitus den dialogus de oratoribus gewidmet hat, dürfen wir Freunde von ihm erkennen. Den innigsten Bund der Vertrautheit und herzlichen Freundschaft aber schloß er mit Plinius, und erst der Tod löste dies Verhältnis. Plinius setzte einen förmlichen Stolz darein, der Freund des großen Tacitus zu sein, und von Freude fühlte er sich gehoben bei dem Gedanken, daß einst die Nachwelt, wenn sie beider sich erinnern würde, zuerst rühmen müßte, mit welcher Eintracht und Treue sie aneinander gehangen hätten. Aus dem Freundeskreise des Plinius kennen wir aus späterer Zeit, unter Trajan, insbesondere noch den gewesenen Prätor Asinius Rufus ebenfalls als intimen Freund des Tacitus. Von älteren Männern aber hat Tacitus am meisten seine innige Zuneigung und Verehrung dem Cn. Julius Agricola dargebracht, der als Soldat und Beamter, insonderheit aber als ehrenhafter Charakter hervorragte, dem er als ganz junger Mensch nahe trat, der sein Schwiegervater wurde und dem er seine Liebe und Achtung über das Grab hinaus bewahrt hat. Hatte Tacitus wenig Freunde, so erfreuten sich diese wenigen einer um so innigeren und festeren Zuneigung.

Können wir uns so ein ungefähres Bild machen von dem Bildungsgange, den Tacitus nahm als der Sprößling einer angesehenen Familie des Ritterstandes, können wir uns den Ideenkreis vor Augen halten, in dem sich seine Jugend bewegte, können wir im allgemeinen ermessen, welchen Verkehr und Umgang er suchte, so vermögen wir ihn nun auf den Hauptstationen seines späteren Lebensweges zu begleiten. Freilich müssen wir uns

zugleich vergegenwärtigen, daß seine Kindheit und Jugend, wie erwähnt, in die Regierung Neros fiel, der durch seine sinnlosen Grausamkeiten und Gelüste die Welt mit Unruhe und Entsetzen erfüllte und durch seinen kindischen Kunstdilettantismus der Lächerlichkeit anheimfiel, daß er schon als mitempfindender, denkender Jüngling den Sturz des grausamen Despoten, demnächst die wildbewegte, kriegerische Zeit des Dreikaiserjahres 68—69 mit seinen Parteiungen sah, darauf die Wiederherstellung einer geordneten, von fester Hand geführten Regierung durch Vespasian, die kurze, glückliche Periode des Titus und die ersten, in den edlen Traditionen des flavischen Geschlechts sich haltenden Jahre des Domitian erlebte, bis er auch diesen in eine erbitterte Feindschaft mit der gebildeten Welt, der angesehenen Klasse geraten und in dieser Feindschaft die schlimmste Mißwirtschaft herbeiführen sah.

Und um auch diese Seite nicht unerwähnt zu lassen: auch eine frühzeitige militärische Ausbildung wurde dem jungen Tacitus zu teil, wenngleich uns hierüber ebensowenig bestimmte Nachrichten Aufschluß geben. Aber wenn es schon an sich gewöhnlich, ja unerläßlich war, daß ein junger Römer von guter Herkunft nicht nur, wenn sein Jahrgang aufgeboten wurde, seiner militärischen Pflicht genügte, sondern auch einen Rang bekleidete, so bekundet Tacitus in seinen Geschichtswerken bei den überaus zahlreichen Schilderungen von Kriegsereignissen und Kriegsoperationen eine Einsicht in das Heerwesen und in kriegerische Verhältnisse, die einen nicht unerfahrenen Militär erkennen läßt. Freilich will er mit seinen Schlachtschilderungen nicht genaue Kriegsberichte geben, sondern seinen Lesern spannende und farbenreiche Gemälde entwerfen, daher sie, vom rein militärischen Standpunkte aus betrachtet, nicht überall genügen. — Möglich, daß die Annahme zutrifft, daß Tacitus eine Zeit lang sich in dem militärischen Gefolge des Agricola befunden habe, der von dem ihn hochachtenden Kaiser Vespasian im J. 74 die Verwaltung der Provinz Aquitanien erhalten hatte und in dieser Stellung, wie es seit Augustus üblich war, drei Jahre verblieb; er wird dann in der Umgebung des kaiserlichen Statthalters vielleicht in dem Range eines Tribuns gestanden haben. Agricola hatte dann vollauf Gelegenheit, die Tüchtigkeit und Würdigkeit und die hohe Begabung des jungen Ritters kennen zu lernen. Denn bald würdigte er ihn eines engeren persönlichen Verhältnisses.

Im Jahre 77 verlobte der schon damals ruhmgekrönte Feldherr, der mit dem Prinzen Domitian seit den Kalenden des Juli 77 das Konsulat bekleidete, seine kaum vierzehnjährige, zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Tochter mit dem nicht ganz zehn Jahre ältern Tacitus. Das jugendliche Alter der Braut darf nicht wunder nehmen, da es in Rom etwas Gewöhnliches war, daß die Mädchen so früh heirateten. Nach einem halben Jahre legte Agricola das Konsulat nieder. Er war consul suffectus gewesen und als solcher nur ein halbes Jahr im Amte geblieben; denn seit Augustus war es üblich geworden, daß die Konsuln nur sechs Monate, seit Neros Tode sogar, daß sie meist nur vier Monate im Amte blieben; man wollte, je mehr die Konsuln in selbständiger Handhabung der Amtsbefugnisse eingeschränkt waren, um so mehr vornehme Personen an dieser höchsten äußern Ehre, die es trotzdem blieb, teilnehmen lassen. So führte auch Agricola das Konsulat nicht ein volles Jahr. Nach Ablauf desselben wurde er vom Kaiser von neuem in einflußreiche Stellung berufen, und er vermählte das junge Paar, unmittelbar bevor er in die ihm von Vespasian übertragene Provinz Britannien abging, um deren Eroberung und Romanisierung er sich große Verdienste erwerben sollte. Die Ehe der beiden treu verbundenen Gatten blieb, wie es scheint, kinderlos, denn nirgends finden wir eine Nachkommenschaft des Tacitus erwähnt; wenn der spätere Kaiser Tacitus, wie früher erzählt, und 200 Jahre später der gallische Präfekt Polemius ihre Abstammung auf unsern Tacitus zurückführten, so ist die Wahrheit dieser Behauptung nicht zu kontrollieren. Nach Britannien hat er seinen Schwiegervater nicht begleitet, hat ihn auch gewiß später dort nicht aufgesucht; denn Tacitus hat Britannien ebensowenig gesehen wie Germanien, obgleich man die genaue Kunde, die er von beiden Ländern und ihren Bewohnern hatte, sich daraus hat erklären wollen, daß er das meiste durch Augenschein gewonnen habe. Er blieb zunächst in Rom, wo ihn seine advokatorische Thätigkeit hinlänglich beschäftigte und wo er sich durch sein öffentliches Auftreten bekannt machte, um in die höhere Beamtenlaufbahn einzutreten.

Die erste Stufe hierzu war die Quästur, die ihm noch von Vespasian verliehen wurde; dankend rühmt er diesem nach, daß er ihn auf die erste Stufe der dignitas erhoben habe, — denn mit diesem Ausdruck, den Tacitus selbst gebraucht, wird zweifellos

die Erhebung des homo novus in den Amtsadel, also der Eintritt in die höheren Ämter zu verstehen sein, und die Kontinuität der Dignitas bewies sich dann bei ihm in der Weiterbeförderung durch Titus und Domitian in die nächst höheren Ämter. Erlangte er somit gegen das Ende der Regierung Vespasians die Quästur, so erhielt er sie, wenn seine Geburt, wie wir angenommen, in das Jahr 54 fiel, im 25. Jahre seines Lebens, und dies war in jener Zeit das gesetzliche Alter für das Amt. Noch unter Titus wurde er Volkstribun oder Ädil; beide Ämter standen im Range gleich, und es ist nicht anzunehmen, daß Tacitus von der allgemeinen Sitte eine Ausnahme gemacht habe.

Ist dem so, so trat jetzt in seiner Beamtenlaufbahn zunächst eine längere Unterbrechung ein; denn erst im Jahre 88 stieg er zu dem nächsthöheren Amte, der Prätur, auf, ein Zwischenraum übrigens, der bei einem homo novus nicht allzusehr auffallen darf. Jedoch war diese Zwischenzeit seines Lebens nicht frei von Wechselfällen, zum Teil drückender Art. Die stets härter werdende tyrannische Regierung des argwöhnischen Menschenfeindes Domitian, der nicht, wie sein Vater, durch den Thron veredelt wurde, empfand jeder denkende Römer aufs peinlichste. Nennt doch Tacitus diese schlimme Zeit, in der das freie Wort wie die selbständige That verpönt war, in der als die beste sapientia die inertia galt, eine Zeit, so trostlos, daß man auch wohl das Gedächtnis würde verloren haben, wenn es so leicht wäre, zu vergessen wie zu schweigen. Und an seinen nächsten Verwandten erfuhr er die gewaltthätige Härte des Tyrannen. Der mißtrauische Herrscher gönnte dem Besieger Britanniens seinen Ruhm nicht: im Jahre 85 erhielt Agricola wohl die Ehrenzeichen des Triumphes, aber auch einen Nachfolger. Um die Aufmerksamkeit und den Argwohn des Kaisers nicht fernerhin zu erregen, lebte der verdiente Beamte fortan bis an sein Ende in der Zurückgezogenheit; und doch schwieg der Verdacht der Vergiftung nicht, als er im Jahre 93 starb. In seinem Testamente hatte er den Kaiser neben seiner Frau und Tochter zum Miterben eingesetzt.

Tacitus folgte in Klugheit und maßvoller Besonnenheit dem Beispiele seines Schwiegervaters; ebenso weit entfernt von Kriecherei wie von aussichtsloser Auflehnung gegen die herrschende Gewalt, verstand er es, das Mißtrauen des Herrschers von sich abzulenken. Und daß man zu seiner Tüchtigkeit und Brauchbarkeit Vertrauen

hatte, beweist eben der Umstand, daß er im Jahre 88 die Prätur erhielt. Wohl war es natürlich, daß Domitians Verhältnis zu dem Eidam Agricolas seit der Rückberufung des siegreichen Feldherrn kühler wurde; daher kann man gewiß nur auf die besonnenste Mäßigung des Tacitus in seiner Stellung als Senator schließen, da er trotz allem vom Kaiser zur Prätur berufen wurde.

Die Thätigkeit der Prätoren war gegen frühere Zeiten vielfach verschoben; die Civiljurisdiktion war ihnen fast ganz entzogen, die Kriminaljurisdiktion war mit dem Aufhören der quaestiones perpetuae von selbst fortgefallen; aber einige richterliche Thätigkeit, z. B. in Vormundschaftssachen, in Prozessen zwischen dem Fiskus und Privatpersonen, war ihnen doch geblieben, sie hatten auch zum Teil die Aufsicht über die Regionen der Stadt. Ihre Hauptaufgabe aber war, seitdem Augustus den Geschäftskreis der Beamtenklassen verändert hatte, die bis dahin den Ädilen obliegende Besorgung der öffentlichen Spiele, namentlich der alljährlich gefeierten ludi Romani. Auch Tacitus wird, wie das Herkommen war, hierbei über die vom Staate zur Verfügung gestellte Summe hinaus aus seiner Privatkasse Aufwand gemacht haben. Aber er hatte in dem Jahre seiner Prätur noch weit reichlicher Gelegenheit sich in dieser Richtung thätig zu zeigen. Schon bevor er in sein Amt eintrat, war er vom Kaiser als lebenslängliches Mitglied in eines der vier höchsten Priesterkollegien berufen: er gehörte zu den Quindecimviri sacris faciundis, derjenigen Priesterschaft, die von alter Zeit her die sibyllinischen Bücher aufbewahrte und auf Befehl des Senates, jetzt des Kaisers, bei wichtigen Anlässen einsah, um in den Orakeln Rat und Hilfe zu suchen, die aber auch die durch jene angeordneten Opfer und sonstigen gottesdienstlichen Feiern zu leiten und zum Teil auszurüsten hatte. Namentlich die unter den Quindecimvirn sitzenden Staatsbeamten waren in diesem Jahre berufen, zu der würdigen Veranstaltung und Ausführung eines ganz außerordentlichen Festes beizutragen, da der Kaiser Domitian — vielleicht auf eine willkürlich ausgelegte Weisung der sibyllinischen Bücher hin — die Feier des großen Jubelfestes zur Erinnerung an die Gründung Roms, der ludi saeculares, anordnete. Wohl war diese Verfügung ein Willkürakt des Kaisers; wohl mochte mancher, als die durch Stadt und Land ziehenden Herolde zu den Spielen einluden, „quos nec spectavit quisquam nec

spectaturus est," ein Lächeln nicht unterdrücken; hatte doch erst Claudius im Jahre 47 ein Säkularfest veranstaltet; aber immerhin mochte die Rechnung des Domitian einige Berechtigung für sich haben, da nach dem im Jahre 17 v. Chr. gefeierten Feste (zu dem Horaz den ehrenvollen Auftrag erhalten hatte, das Festlied für den Knaben- und Mädchenchor zu dichten) nahezu ein etruskisches Säkulum — 110 Jahre — verflossen waren, sofern man eben die Feier unter Claudius für unberechtigt erachtete. Jedenfalls konnten die berufenen Beamten, die Quindecimvirn wie die Prätoren — und Tacitus war beides — dem kaiserlichen Gebote nicht ausweichen. Leider erfahren wir über den Hergang dieses Säkularfestes und insonderheit über die Teilnahme des Tacitus nichts Näheres; wir wissen zwar von ihm selber, daß er dabei in seiner doppelten Amtsstellung ganz besonders in Anspruch genommen war; aber an der Stelle, wo er diese kurze Notiz macht, verweist er uns auf eine genauere Schilderung, die er in einem andern seiner Werke gegeben habe, — und ein ungünstiges Geschick hat einen großen Abschnitt seiner Historien, in dem er diese Säkularfeier geschildert hatte, verloren gehen lassen. Daß Domitian bei diesen Spielen insbesondere für das Wettrennen im Cirkus einige Neuerungen einführte, wissen wir aus Suetonius. Näheres über die Amtsthätigkeit des Prätors Tacitus ist uns nicht bekannt. Nur scheint es, wenn er seine Thätigkeit bei den Festspielen des Jahres hervorhebt, daß bei der Verlosung der Geschäftskreise die Ausübung der Jurisdiktion ihm nicht zugefallen war; er mußte sich eben mit der cura ludorum und den übrigen Äußerlichkeiten des Amtes begnügen, wie zwanzig Jahre vorher sein Schwiegervater Agricola; doch wird er, wie er es von diesem gleichfalls rühmt, hierbei eine verständige Mittelstraße zwischen berechnender Sparsamkeit und sinnloser Verschwendung innegehalten haben.

Völliges Dunkel herrscht wieder über die nächsten Lebensjahre des Mannes. Nach seiner Prätur verließ er Rom und weilte mehrere Jahre fern von der Hauptstadt und Italien. Wir können nur — allerdings mit gutem Grunde — vermuten, was der Anlaß dieses Fernseins war. Der Prätor ging, wenn er sein Amtsjahr in der Hauptstadt zurückgelegt hatte, regelmäßig in eine Provinz, sei es in eine kaiserliche oder in eine senatorische.[1])

[1]) Kaiserliche Provinzen gab es seit Augustus, sie wurden an Konsulare

Da im allgemeinen die Zahl der in Rom aus dem Amte scheidenden Oberbeamten für die Besetzung der Stellen in den Provinzen nicht ausreichte, so war es nichts Ungewöhnliches, daß dem Statthalter das Amt verlängert wurde, oft auf mehrere Jahre, was die Kaiser auch aus andern Gründen gern thaten. Auch Tacitus war nach Ablauf seiner Prätur eine Reihe von Jahren höchst wahrscheinlich mit der Verwaltung einer Provinz betraut. Ob nun in Gallia Belgica, ob in einer der Provinzen des Ostens sein Dienstaufenthalt gewesen ist, ist nicht auszumachen; und der Kreis der Vermutungen ist hier ein sehr weiter. Man hat es wohl auch für wahrscheinlich gehalten, daß er diese Zeit sich — dienstlich oder nicht — in Germanien aufgehalten habe, etwa als Befehlshaber einer Legion, legatus legionis, wozu man ebenfalls fast ausschließlich gewesene Prätoren wählte, und daß er seinen Verkehr in diesem Lande dazu benutzt habe, Quellenmaterial zu sammeln zu einer auf eingehenden Studien beruhenden Monographie über Germanien, die er wenige Jahre nachher veröffentlichte. Allein wir dürfen so gut wie sicher annehmen, daß er, wie schon oben gesagt, nicht in Germanien gewesen ist, daß er, was er über Land und Leute berichtet, nicht durch Autopsie kennen gelernt hat. Wie dem nun immer sei, jedenfalls ist er vom Jahre 89 an fern von Rom gewesen und noch über das Jahr 93 hinaus, in dem sein Schwiegervater Agricola starb, fern geblieben; und so fern war er von Italien, daß es ihm nicht möglich war, Urlaub zu nehmen, um zur Bestattung des Vaters seiner Frau nach Rom zu eilen. Noch jahrelang nachher gab er seinem Schmerze Ausdruck, daß er auf die Erfüllung dieser Pflicht der Pietät hatte verzichten müssen. Rührend sind die Worte der Zärtlichkeit und Trauer, die er dem längst Heimgegangenen nachsendet. „Wir," ruft er aus, „deine Tochter und ich, konnten nicht am Krankenbette des besten aller Väter stehn, konnten nicht den Todesmatten pflegen, nicht ihn im letzten Augenblicke umarmen, nicht seinen letzten Aufträgen und Worten lauschen und sie in unsere Herzen einprägen." Nicht lange nach dem Tode des Agricola, den er aber, eben wegen seiner Abwesenheit von Rom, schon vier Jahre früher verloren zu haben glaubte, kehrte er nach der Hauptstadt zurück.

verliehen oder an viri praetorii; der Amtstitel war legatus Augusti pro praetore. Die andern Provinzen waren senatorische, und ihre Verwalter hießen gewöhnlich proconsules.

Er fand noch reichlich Gelegenheit, die gewaltthätigen Grausamkeiten des Domitian mit zu erleben; denn jetzt erst trat in förmlicher Katastrophe die dämonische Feindschaft des Kaisers gegen den Senat völlig hervor; und von dieser Zeit an rechnet auch Tacitus die vollendete Schreckensherrschaft. Der gewesene Prätor nahm nach seiner Rückkehr aus der Provinz seinen Sitz im Senate ein, mußte aber alsbald zusehen, wie dieser Handlangerdienste that bei des Domitian gewaltthätigen Verurteilungen; voll Bitterkeit nennt er sich selbst hierbei den Mitschuldigen. In offner Sitzung wurde Helvidius Priscus verhaftet, und Senatoren legten, um sich dem Machthaber gefällig zu zeigen, Hand an ihn. Ein berüchtigter Denunziant, Publicius Certus, hatte den Unglücklichen bei Domitian verklagt, daß er in einer Bühnendichtung unter der Person des Paris und seiner Gattin Oenone auf das Verhältnis des Kaisers und seiner geschiedenen Gemahlin habe anspielen wollen; Domitian ließ ihn hinrichten. Nicht anders erging es dem Herennius Senecio, der über den Vater jenes Helvidius, einen Märtyrer der Freiheit aus der Zeit des Nero und des Vespasian, einen ebenso starren wie ehrenhaften Charakter, eine rühmende Schrift veröffentlicht hatte. Ein hochangesehener Senator, Junius Arulenus Rusticus, konnte sich nicht entbrechen, Männer wie Helvidius Priscus und Paetus Thrasea, einen zweiten Cato Uticensis, öffentlich zu rühmen, sie als sanctissimi viri zu bezeichnen; das Wort kostete ihm das Leben. Der Bruder des Rusticus, Junius Mauricus, gleichfalls ein Mann von offenem Freimute und unerschütterlicher Wahrheitsliebe, wurde vom Kaiser verbannt. Es fielen diese gewaltsamen Maßregeln gegen die ehrenwertesten Männer noch in das Ende des Jahres 93, nach Agricolas Tode, den Tacitus glücklich preist, daß er solche Greuelthaten nicht habe mit ansehn müssen, oder in das Jahr 94. Tacitus selbst zeigte sich dabei dem Kaiser keineswegs dienstwillig, vermied es aber auch, ihm offen entgegenzutreten; es war zwecklos, die Zahl der Märtyrer zu vermehren, er verschloß seine Bitterkeit und seinen Unmut tief in seinem Innern. Aber wie fraß an dem Herzen des Römers der herbe Schmerz, daß der Senat willenlos zum Henker der edelsten Menschen gemacht wurde! Daß Domitian gleichzeitig die Philosophen aus Italien verbannte, erschien ihm als eine Ächtung aller höheren Studien und Bestrebungen. — Dem argwöhnischen Auge des Domitian eine

Blöße zu geben, vermied er in maßvoller Besonnenheit; aber ebensowenig konnte die Bosheit oder Scheelsucht einen Anlaß finden, seinen Charakter zu bemängeln. Oder sollte es Zufall sein, daß der kriechende Speichellecker Martialis, dessen Dichtungen von Manneswürde und allem, was sittlich ist, nichts wissen und in dessen zwölf Büchern Epigrammen nahezu alle bedeutenden Personen seiner Zeit, insonderheit die litterarischen Notabilitäten vertreten sind, den Tacitus nie erwähnt? Denn gekannt wird der Dichter den Redner und Schriftsteller ja wohl haben; stand doch Martial bis zum Jahre 98 inmitten des großstädtischen Treibens der Hauptstadt und blieb auch nachher bis zu seinem Tode (104) mit seinen Interessen ihm nahe. Nein, Tacitus stand ihm zu hoch. Gewiß wußte dieser einen solchen Mann auch von dem Kreise seines Verkehrs fernzuhalten; nicht minder einen Papinius Statius, welcher in seinen Gelegenheitsgedichten, den sogen. silvae, den Domitian gleichfalls mit Schmeicheleien überschüttete.

Domitian war dem Tacitus nicht mehr gewogen, das liegt auf der Hand. Es war eine offene Zurücksetzung, die er erfuhr, daß er, im Jahre 88 schon Prätor, acht Jahre später bei des Domitian Tode noch nicht zum Konsul designiert war; Tacitus that nichts, um die Neigung des Kaisers wieder zu gewinnen. Endlich — es war am 18. September des Jahres 96 — wurde der Senat aus seiner Schmach erlöst, wurde die römische Welt von dem furchtbaren, unheimlichen Drucke befreit; Domitian fiel durch eine Palastrevolution, der Hausintendant einer kaiserlichen Prinzessin, Stephanus, stieß ihm den Dolch in den Leib. Das Volk blieb gleichgültig, der Senat, der sich selbst zur Freiheit nicht hatte aufraffen können, war glücklich über die That und ließ den Namen Domitians auf den öffentlichen Denkmälern tilgen, während die über den Mord erbitterten Prätorianer den Gefallenen als Divus anriefen.

Es war ein Senator, schon hoch betagt, der jetzt als Imperator ausgerufen und anerkannt wurde, der Dichter und Philosophenfreund Coccejus Nerva. Seine ersten Regierungsmaßregeln waren Rückberufung der Verbannten, darunter des Senators Junius Mauricus und der namhaftesten Philosophen, und Aufhebung der Anklagen wegen Majestätsbeleidigung; man schöpfte wieder Mut und Vertrauen. „Nunc demum redit animus!“ rief neu aufatmend auch Tacitus aus. Und nun konnte er,

nach langem, angstbedrücktem Schweigen, eine Lobrede auf seinen Schwiegervater Agricola schreiben, wie Plinius gleichzeitig eine Rechtfertigung seines Freundes Helvidius Priscus veröffentlichte.

War Tacitus in der Rangerhöhung bis dahin absichtlich vernachlässigt worden, so fand er bei Nerva alsbald Berücksichtigung, der den bisherigen Genossen vom Senate gleich bei seiner ersten Konsularkreation ins Auge faßte. Die ordentlichen Konsuln des Jahres 97 waren der Kaiser Nerva selbst und ein durch sein Alter und seinen Charakter besonders ehrwürdiger Mann, L. Verginius Rufus, der zweimal die ihm von den Soldaten angetragene Kaiserwürde ausgeschlagen hatte, des jüngeren Plinius Vormund. Der dreiundachtzigjährige Greis starb an den Folgen eines unglücklichen Sturzes, den er bei der Eröffnungssitzung des Senates gethan hatte und wobei er sich den Hüftknochen zerschmetterte. Eine Heilung war bei dem hohen Alter des Mannes nicht möglich, und so starb er nach langwierigen Leiden, obwohl man zeitweise Besserung hoffte, so daß man sogar daran dachte, ihn in die damals eingesetzte Finanzkommission zu wählen. Tacitus wurde als consul suffectus sein Nachfolger, ob unmittelbar oder erst im letzten Drittel des Jahres, dem dritten Nundinum,[1]) mag dahingestellt bleiben.

In irgend einer Weise politisch hervorzutreten, gab ihm das Konsulat so wenig Gelegenheit wie vorher die Prätur. Hatte er auch den Vorsitz im Senate und die Leitung hier zur Entscheidung kommender Kriminalprozesse, so waren doch diese Funktionen von geringem Belang; er wußte und empfand, daß das Konsulat ein honos sine labore war; und so pomphaft er sein Amt, wie es eben üblich war, antreten mochte mit feierlichem Umzuge, prächtigen, auf seine Kosten gegebenen Spielen, bei denen er mit allen Amtsinsignien und im Triumphatorengewande zu erscheinen hatte, so bekam er, obwohl im Besitze der höchsten Staatswürde, doch an der Staatsleitung so gut wie keinen Anteil. Daß er aber den ehrenvollen Auftrag erhielt, dem verdienten Amtsvorgänger die öffentliche Leichenrede zu halten, galt sogar für den Verstorbenen selbst als eine außerordentliche Ehrung; war Tacitus doch nach dem maßgebenden Urteil von Zeitgenossen der laudator eloquentissimus.

[1]) So hieß in der Kaiserzeit die Dauer des Konsulates vom Amtsbeginn des einen bis zu dem des folgenden (eigentlich die Zeit von einem Wochenabschluß, nundinae, zum andern).

In dem Tone einer laudatio gehalten ist auch das biographische Ehrenmal, das er dem Agricola gestiftet hat, wahrscheinlich ebenfalls in dem Jahre seines Konsulates; wenngleich aus dem Umstande, daß Nerva gelegentlich ohne den Beinamen Divus genannt wird, nicht unbedingt geschlossen werden darf, daß das Buch noch bei des Kaisers Lebzeiten verfaßt sei, da auch sonst mitunter die Bezeichnung Divus bei schon abgeschiedenen Kaisern fehlt.

Als Nerva im Jahre 98 gestorben und ihm der von ihm adoptierte Trajan, obwohl fern von Rom weilend, gefolgt war, hatte sich Tacitus auch der Gunst des neuen Kaisers zu erfreuen. Einige Zeit danach, im Jahre 100 sehen wir den gefeierten Redner bei besonderem Anlasse wieder auf der Tribüne. Die mißhandelten Provinzialen Afrikas hatten eine Klage angestrengt gegen einen räuberischen Prokonsul, Marius Priscus; — die Unsitte gröblicher Erpressungen hatte auch unter den Kaisern nicht ganz aufgehört, obwohl diese den Statthaltern ein auskömmliches Gehalt aussetzten. Tacitus und sein Freund Plinius, der damals das oberste Finanzamt, die praefectura aerarii Saturni, bekleidete, im September desselben Jahres auch consul suffectus wurde, führten als Sachwalter den Prozeß der Provinzialen. Die Verhandlungen, die der Kaiser Trajan selbst im Senate leitete, nahmen mehrere Tage in Anspruch, da Marius Priscus zahlreiche angesehene Fürsprecher fand. Am ersten Tage hatte die Vertretung der Kläger Plinius, am zweiten Tacitus; hier war es, wo er nach dem Berichte des Plinius in besonders kraftvoller Weise und in dem ihn charakterisierenden erhabenen und feierlichen Stile — σεμνῶς — seiner Aufgabe als Sachwalter gerecht wurde. Das Urteil des Senates gegen den gewissenlosen Prokonsul lautete auf Rückerstattung des Raubes und auf Verbannung. Wenn so, wie Plinius thut, des Tacitus Redeweise bezeichnet wurde, dann war er über die Periode ciceronischer Schreibweise, wie er sie einst im Dialogus nachgebildet hatte, längst hinaus; die lichtvolle Klarheit eines leicht und natürlich dahinfließenden Stils war einer fast düsteren Erhabenheit gewichen, welche die denkenden Hörer in Anspruch nahm; er hatte viel studiert, viel an seiner Weiterbildung gearbeitet; — dann war aber Tacitus sicher auch keiner von den Moderednern, denen es um das Beifallklatschen des Publikums zu thun war, die sich

nicht scheuten, durch Unterhändler eine Claque aus bezahlten Freigelassenen und Sklaven zusammenzubringen, deren dröhnendes Geschrei dem die Straßen durchwandernden Bürger schon von weitem kund that, wo die Basilika, das Gerichtsgebäude, lag. Tacitus war der ernste, würdige und erfahrene Meister geworden. Aber gerade das führte ihm eine Reihe strebsamer und talentvoller junger Männer zu, die sich an ihm bilden wollten. Der Glanz und Ruhm seines Namens stieg mehr und mehr; man suchte für die Jugend der Vaterstadt des Plinius, Comum, einen Lehrer: er wurde aus des Tacitus Schule erbeten. Selbst der gesuchteste Sachwalter und gewandteste Stilist, Plinius, holte sich immer wieder Rat und Belehrung bei ihm, sei es, daß er über die Principien der Redekunst sein Urteil erfahren wollte, sei es, daß er in praktischen Fragen ihn um Auskunft bat.

So war Tacitus allgemein als Redner und Meister der Beredsamkeit bekannt und gerühmt; auch die im Jahre 98 veröffentlichte Einzelschrift über Geographie und Bevölkerung von Germanien, so viel Aufsehen das Buch mit seinen für die Meisten neuen Berichten und seinen würdevollen, ergreifenden Gedanken erregen mußte, hatte seinen Ruf als Historiker nicht begründen können. Bis zum Jahre 105 erscheint in der Korrespondenz des Plinius Tacitus immer nur als der große, unerreichte Redner. Erst um diese Zeit war es, wo er die ersten Bücher seiner Historien, der Zeitgeschichte vom Tode Neros bis zum Tode Domitians, wo nicht herausgab, doch den Freunden mitteilte und öffentlich vortrug. Plinius mußte ihm eingehende Mitteilung machen über den Tod seines Oheims, er gab ihm Nachrichten über Vorgänge aus der letzten Zeit Domitians, um deren Aufnahme in das „unsterbliche Geschichtswerk" Plinius bat; Tacitus sandte auch seinem Freunde einzelne Bücher der Historien zur Durchsicht und Beurteilung. Waren beide als eng verbundene Freunde, als die größten Redner der Zeit bekannt, so mußte diese Gemeinsamkeit der Studien sie noch mehr der gebildeten Welt als zusammengehörig erscheinen lassen. In diese Zeit fällt wohl die an sich unwesentliche, aber für die Beurteilung beider Männer charakteristische Begegnung des Tacitus, von der uns Plinius voll lebhafter Freude berichtet. Tacitus saß einst bei den Cirkusspielen neben einem römischen Ritter, mit dem er sich in eine Unterhaltung einließ. Da fragte jener: „Bist du

aus Italien gebürtig oder ſtammſt du aus der Provinz?" — „Du kennſt mich," verſetzte Tacitus, „und zwar aus meiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit." — „Biſt du Tacitus oder Plinius?" fiel gleich der Ritter ein. — Es iſt begreiflich und verzeihlich, daß das in dem Worte ſich ausſprechende Urteil der öffentlichen Meinung dem Plinius unausſprechliches Vergnügen machte.

Ehe Tacitus ſein zweites größeres Geſchichtswerk, die Annalen, veröffentlichte, war er nochmals berufen, im Staatsdienſte thätig zu ſein. Wir wiſſen es zwar nur aus einer unſcheinbaren, aber durchaus ſichern und deutlichen Spur. In einer vor wenigen Jahren aufgefundenen Inſchrift aus Mylaſa in Karien, etwa eine Tagereiſe von dem alten Halikarnaß gelegen, erſcheint P. Cornelius Tacitus als Prokonſul von Aſien: er hat ſomit auch das höchſte Ziel der politiſchen Laufbahn erreicht. Und wahrſcheinlich iſt es, wenn man die übliche Zwiſchenzeit ſeit dem Konſulat (ſeit 98) annimmt, im Jahre 112 geweſen, wo er die Provinz Aſien verwaltet hat, ein Jahr nachdem ſein Freund Plinius die Provinz Bithynien und Pontus verwaltet und von dort aus ſeinen berühmten Briefwechſel mit Trajan unterhalten hatte.

Nach ſeiner Rückkehr nach Rom arbeitete er an ſeinem letzten und reifſten Werke, den Annalen, welche die Geſchichte vom Tode des Auguſtus bis zum Tode Neros behandeln; vielleicht im Jahre 108 begonnen, iſt das Werk um 115 n. Chr. veröffentlicht worden. Ein verſtändiges und verhältnismäßig vorurteilsfreies Staatsregiment ließ freie Studien und eine wahrheitsliebende Geſchichtſchreibung zu; und wenn wir auch über den Verkehr des Tacitus mit Trajan im einzelnen nicht unterrichtet ſind, ſo wiſſen wir doch ſo viel, daß er dem Kaiſer in Ehrerbietung zugethan war und dieſer ihm ſein Wohlwollen nicht vorenthielt. Und die römiſche Welt? — Mochte Tacitus auch dem herrſchenden Geſchmack, den allgemeinen Anſichten über feine Sitte fern ſtehen, mochte er manchen abſtoßen durch ſeinen Ernſt, der das Böſe verurteilte und das Laſter verabſcheute, mochte er es verſchmähen, ſeine Geſchichtſchreibung durch Breittreten von Hofklatſch, wie ſein jüngerer Zeitgenoſſe C. Suetonius Tranquillus, pikant zu machen: bei den urteilsfähigen und beſonnenen Männern ſeiner Zeit fanden ſeine Schriften Beifall. Hatte doch niemals ein Geſchichtſchreiber ſo überraſchende Einblicke in pſychologiſche Vorgänge

gegeben; und gern überwanden sie die Mühe, in die nicht selten absonderliche und gesuchte Schreibweise sich hineinzulesen.

Wenn ihn amtliche Stellung, in die ihn der Kaiser gesetzt, nicht veranlaßte, wird Tacitus den größten Teil seines Lebens unter Nerva und Trajan in Rom verbracht haben; als die Heereszüge stattfanden, die den Trajan zweimal nach der unteren Donau führten und deren Erfolg die Unterwerfung der Provinz Dacien war, als der Krieg gegen die Parther unternommen und die römische Herrschaft über Mesopotamien bis an den arabischen Meerbusen ausgedehnt wurde, lebte Tacitus, wissenschaftlichen, namentlich geschichtlichen Beschäftigungen hingegeben, in Rom. Er studierte die acta diurna,[1]) die Konsularfasten,[2]) die amtlichen Berichte von Statthaltern und Offizieren, die Aufzeichnungen von Mitgliedern des Kaiserhauses, wie Agrippina, oder was ihm sonst in den Archiven und bei Privaten zugänglich war. Hatte er doch den Plan, auch die Geschichte des Nerva und Trajan, auch die des Augustus noch zu verfassen.

Als Trajan am 11. August 117 starb, war Tacitus noch unter den Lebenden, etwa 63 Jahre alt; ob er einige Jahre der Regierung des Hadrian gesehen hat, ist nicht erweislich. Jedesfalls hinderte ihn der Tod, die Bearbeitung der Zeit des Nerva und Trajan zur Ausführung zu bringen. Aber auch das, was er wirklich geschrieben hat, und das, was wir davon kennen — denn einen beträchtlichen Teil hat ein ungünstiges Geschick uns verloren gehen lassen, — zeigt uns den größten Geschichtschreiber, den Rom gehabt, und einen der edelsten Charaktere, welche die Kaiserzeit gekannt hat, in ebenso deutlichem wie fesselndem Bilde.

Wenn wir in der Darstellung des Lebens des großen Historikers etwas ausführlicher waren, so geschah es, um zugleich fortlaufend den Blick auf die Zeit, in der er lebte, und die Sitten, die ihn umgaben, gerichtet zu halten. Vollkommen lernen wir aber Tacitus erst kennen aus seinen Werken.

Wir haben den Bildungsgang des Tacitus von rhetorischen Studien den Anfang nehmen sehen, denen er bis in sein Alter

---

[1]) Tagesberichte über Vorfälle im Staats- und Privatleben, die offiziell zur Kunde des Volkes gebracht wurden.

[2]) Fasti consulares oder (mit Bezug auf den Ort, wo sie aufgestellt waren) fasti Capitolini waren die amtlichen Verzeichnisse der höchsten Beamten. Bedeutende Reste wurden 1547 zu Rom entdeckt.

treu geblieben ist. Auch seine schriftstellerische Thätigkeit hat sich zunächst dem Gebiete der Beredsamkeit zugewandt; denn ein solches Thema behandelt seine Jugendschrift, der Dialogus de oratoribus. Und doch — bekundet er nicht auch hierin schon den Beruf des Geschichtschreibers, der seine Größe ausmachte? Denn nicht eine lehrmäßige, theoretische Behandlung eines Themas aus dem weiten Gebiete der Rhetorik ist der Gegenstand des Büchleins, sondern es bietet eine historische Betrachtung der Stellung und Bedeutung der Beredsamkeit im öffentlichen Leben: es untersucht, warum die 120 Jahre seit Cicero — im Jahre (74 oder) 75 wird das Gespräch gehalten — den Ruhm und die Größe der Beredsamkeit in Rom haben verloren gehen lassen, und stellt einen eingehenden Vergleich an zwischen dem Einst und Jetzt. In lebendiger Sprache, mit Begeisterung läßt der Schriftsteller die Verfechter der beiden Richtungen, den M. Aper und Vipstanus Messalla, ihre Ansichten vortragen: jener, der Held des Forums und Günstling des Hofes, vertritt den modernen Advokatenstand und seine prunkende, Gewinn und Ruhm bringende Thätigkeit, dieser, ein begeisterter Anhänger der klassischen Beredsamkeit, legt in beredten Worten die Gründe ihrer Entartung und ihres Verfalls dar. Die Gründe für den Rückgang in der Beredsamkeit, diesem einst hochbedeutsamen Faktor im öffentlichen Leben, erblickt der Verfasser vor allem in der Entartung der Jugenderziehung. Während früher durch Ernst und Strenge und gründliche Beschäftigung die Jugend herangebildet wurde zu tüchtiger Arbeit und zur Hingebung an die Pflicht, wird jetzt durch Eitelkeit, Oberflächlichkeit und Genußsucht ein selbstsüchtiges Strebertum erzogen, dem Gemeinsinn und Aufopferungsfähigkeit abgeht. Auch der Preis der Poesie findet seinen Platz in dem Büchlein, dessen Verfasser so warm für alle idealen Bestrebungen, die nur auf dem Boden der Freiheit gedeihen, eintritt und dem man von jeher so gern den Namen eines „aureolus libellus“ gegeben hat, das uns einen tiefen und umfassenden Blick in die wissenschaftliche und sittliche Bildung der Zeit gewährt und das durch Inhalt und Sprache gleich anziehend ist. Unbestritten ist es, was Bernhardy in seinem „Grundriß der römischen Litteratur“ [1]) sagt: „Der Dialogus ist

[1]) S. 625 der Ausgabe von 1850.

eine der geistreichsten Schriften aus der römischen Litteratur. Mit männlicher Kraft und geschickter Charakteristik, in einem lebhaften, oft empfindsamen Tone zeichnet er Bilder aus der nationalen Erziehung und Bildung, deren Mittelpunkt eine an Gedanken, Vortrag und Gesinnung gleich vortreffliche Parallele der republikanischen und monarchischen Beredsamkeit ist, ein ehrenhaftes Denkmal aus dem Schlusse des ersten Jahrhunderts."

Es wird nicht unangemessen sein, hier mit einigen Worten des litterarischen Streites zu gedenken, der seit Jahrhunderten bis in die neueste Zeit um das „Gespräch von den Rednern" geführt worden ist. Während die meisten Kenner und Beurteiler des Tacitus heutzutage wohl von der Echtheit des Dialogus als einer taciteischen Schrift überzeugt sind, neigen immer noch einzelne dazu, sie dem großen Historiker abzusprechen, nicht daß die Überlieferung irgend welchen Zweifel weckte, auch nicht wegen der Ungleichartigkeit des behandelten Gegenstandes, sondern wegen der in die Augen springenden Verschiedenheit der Sprache. In der That, welcher Leser des Tacitus wollte diese verkennen! Und sobald man in der Zeit der Humanisten sich mit den alten Klassikern und auch mit ihm eingehender zu beschäftigen begann, tauchten Bedenken auf, ob er der Verfasser des Dialogus sein könne. Die Überlieferung in den Handschriften — es sind deren elf — läßt einen Zweifel an der Autorschaft des Tacitus nicht zu. Beatus Rhenanus, der Entdecker des Vellejus Paterculus, zugleich einer der ersten Herausgeber des Tacitus, war es, der zuerst dem Zweifel an der Echtheit des Dialogus Worte lieh: „daß es ein Werk des Tacitus ist," sagte er, „kann ich kaum glauben." Mit Entschiedenheit sprach es dann bald nach dem großen Elsässer Humanisten eine in wissenschaftlichen Dingen hervorragende Autorität aus, Justus Lipsius, einer der größten Kenner des Tacitus. Und nun folgten alsbald bedeutende und unbedeutende Gelehrte, die mehr und mehr Einzelheiten in der Schrift entdeckten, welche diese als unmöglich taciteisch erscheinen lassen sollten. So wollte man sie denn bald dem Quintilian, bald dem Plinius, bald gar dem Sueton und andern Zeitgenossen zuschreiben. Auf der andern Seite fand man aber wieder eine Menge Spuren taciteischer Ausdrucksweise, Anklänge an taciteische Gedanken, mit der die Gegner jener Skeptiker dem Historiker sein Anrecht an den Dialogus erhalten wollten; man konnte ganz

bestimmte Stellen, Ausdrücke und Wendungen entdecken, die mit solchen in den historischen Schriften übereinstimmen. Solange man aber sich mit diesem Kampf um Worte befaßte, solange man aus der Sprache und dem Gedankeninhalt seine Gründe für und wider holte, konnte eine Entscheidung der Frage nicht herbeigeführt werden. Denn können nicht die sprachlichen Ähnlichkeiten, die man zwischen dem Dialogus und den historischen Schriften fand, auf Zufälligkeiten beruhen? sind sie nicht vielleicht Eigentümlichkeiten der Sprache jenes Zeitalters überhaupt? — Die Frage muß eben anders gestellt werden.

Zwei Thatsachen scheinen einander zu widersprechen: nach der Überlieferung der Handschriften, die an sich sonst glaubhaft und zuverlässig erscheinen, ist Tacitus der Verfasser des Buches; die Sprache des Dialogus dagegen ist nichts weniger als taciteisch: im Dialogus die an Ciceros Stil und Periodenbau erinnernde durchsichtige, ausgeführte, natürlich fließende und fortschreitende Darstellung — selbstverständlich nicht ohne charakteristische Merkmale der silbernen Latinität —, bei Tacitus, dem Historiker, Knappheit im Ausdruck, pointierte Darstellung, gesuchtes Wort, oft kurzes Andeuten oder bedeutsames Verschweigen. Nun hat man aber nicht zu untersuchen, ob sich Ähnlichkeiten zwischen der Sprache des Dialogus und der der unbestrittenen taciteischen Schriften finden, die den gleichen Verfasser erkennen lassen, oder ob die Unähnlichkeiten derart sind, daß man verschiedene Verfasser anzunehmen gezwungen ist; wenigstens darf diese Untersuchung nicht den Ausschlag geben; sondern — von vornherein sich auf die handschriftliche Überlieferung stützend — muß man fragen: ist es möglich, die beiden Thatsachen miteinander zu verbinden, d. h. ist eine Erklärung dafür möglich und denkbar, daß derselbe Verfasser im Dialogus einen Stil in der oben angedeuteten Weise anwandte und daß er nachher in seinen übrigen Schriften einen ganz andern zeigt? Kann man diese Frage bejahen, so hat man kein Recht und keinen Grund, das, was die Handschriften behaupten, als unrichtig zu betrachten. — Und diese Erklärung ist möglich. Sie ist einmal gegeben in der Verschiedenheit des Gegenstandes; der rhetorische Stoff ließ eine andre Behandlung zu als die historischen Werke, und Tacitus mußte gewiß auch in den von ihm gehaltenen Reden trotz der von Plinius gerühmten erhabenen, pathetischen Ausdrucksweise

einen andern Stil als seinen historischen anwenden; sie ist ferner gegeben in dem Umstande, daß er sich seinen eigentümlichen historischen Stil selbst erst geschaffen hat — und wir werden sehen, daß sich hierin eine fortschreitende Weiterbildung in seinen Schriften erkennen läßt —; sie ist endlich gegeben durch die Länge der dazwischenliegenden Zeit. Und was für einer Zeit! Das Gespräch, das im Jahre (74 oder) 75 gehalten war, hat Tacitus gewiß nur wenige Jahre später als Schrift herausgegeben; wir dürfen kaum eine spätere Abfassungszeit als das Jahr 80, unter Titus Regierung, annehmen; das Leben des Julius Agricola, das er danach zunächst veröffentlichte, ist im Jahre 97 oder 98 herausgegeben. Der Verfasser des Dialogus war ein 26jähriger junger Mann, der des Agricola war 43 oder 44 Jahre alt. Dazwischen lag die ganze Zeit der Regierung des Domitian, in der der besonnene Tacitus gezwungen schwieg, die Zeit, wo das freie Wort unterdrückt, die selbständige, edle That mit Mißtrauen, Haß und Eifersucht verfolgt wurde. Wenn sich in dieser Zeit seines Lebens, gerade der aufstrebenden Kraft des Mannesalters, mit der Denkweise auch die Art, die Gedanken auszudrücken, änderte, so ist das wohl verständlich. Und Veränderungen in Stil und Sprache bei demselben Schriftsteller sind auch sonst nicht ohne Beispiel. Merkwürdigerweise hat Lipsius selbst, der Führer und die Autorität aller, die den Einwand gegen die taciteische Abfassung erheben, in seinen eignen Werken den Beweis geliefert. Mit Recht hat man ferner z. B. auf die ganz verschiedene Darstellungsweise in Kants „Kritik der reinen Vernunft" (Riga 1781) und in den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (1766) hingewiesen, und doch haben diese beiden Schriften denselben Verfasser; oder auf den Unterschied der Sprache in Goethes „Götz" (1773) und „Werther" (1774) von der in der „Iphigenia" (1787) und „Tasso" (1789). Wenn wir noch erwähnen, daß in dem „Gespräch über die Redner" nichts, gar nichts enthalten ist, weder hinsichtlich der erwähnten Personen und historischen Thatsachen noch der vorgetragenen allgemeinen Gedanken, was mit der Zeit oder dem Charakter des Tacitus irgendwie im Widerspruch stände, so haben wir allen Grund, jener handschriftlichen Überlieferung Glauben zu schenken, und somit volles Recht, das, was uns in dieser Schrift über ihren Verfasser gesagt wird, als Ergänzung für

die Lebensgeschichte des Tacitus hinzunehmen, wie wir oben gethan haben.

In Geist und Fassung hat die nächste Schrift des Tacitus, die Lebensbeschreibung des Cn. Julius Agricola, vom Jahre 97 (oder 98), manche Anklänge an die Erstlingsarbeit. Versenkte der Verfasser hier sich in die Betrachtung einer besseren Zeit, die er mit der Wärme des Patrioten schildert, so führt er uns im Agricola das Bild eines Mannes vor Augen, der im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Zeitgenossen ein Muster altrömischer Strenge und Pflichttreue war, der uns aber zugleich durch seine maßvolle Haltung und seine Besonnenheit zur Bewunderung zwingt. Und war im Dialogus ein Thema der Rhetorik in historischem Sinne ausgeführt, so bietet der Agricola einen historischen Gegenstand, der mit rhetorischem Pathos behandelt ist. Ist doch die Biographie nicht bloß eine Darstellung des Lebens und der Thaten des Mannes mit Ausführung der Charakteristik in der Weise, wie wir es bei Cornelius Nepos in seinem liber de excellentibus ducibus oder bei Sueton in seinen vitae Caesarum finden, sondern eine sich vielfach an das Gefühl der Leser wendende, in warmem Tone gehaltene Lebensbeschreibung in dem Charakter der laudationes funebres. Tacitus war, wie wir wissen, als sein Schwiegervater im Jahre 93 starb, dienstlich von Rom abwesend; halten konnte er ihm die Leichenrede nicht, wozu er als der nächste Verwandte in senatorischem Range berufen gewesen wäre; so schrieb er sie auf, freilich nun nicht ganz in der Form einer gesprochenen laudatio, aber doch mit der innigen persönlichen Empfindung einer solchen. Das Proömium wie der Epilogus tragen das Gepräge der gesprochenen Rede; daß die geschichtlichen Partien in der Buchform, die nun das Werkchen bekam, eine weitere Ausführung erfuhren, ist natürlich. Der Verfasser fügte insbesondere eine selbständige historische Studie ein, die Beschreibung Britanniens und die Schilderung der früheren Expeditionen nach dem Lande. So ist die Schrift zugleich ein rhetorisches und ein historisches Kunstwerk geworden. Und in so eindringlicher Sprache ist sie geschrieben, daß wir mit dem Verfasser fühlen können, der jetzt als denkender Mann wieder frei aufzuatmen beginnt und frischen Mut schöpft, nachdem die römische Welt so lange Zeit hindurch „den Beweis der Langmut gegeben und dabei das Äußerste von Knechtschaft erfahren hatte;

war doch durch die Nachspähungen selbst der Verkehr der Sprache und des Ohres geraubt; wäre doch damals auch die Erinnerungskraft mit der Stimme verloren gegangen, stände es ebenso in der menschlichen Macht, zu vergessen wie zu schweigen".

Agricola, dem sein Schwiegersohn hier ein ehrendes Denkmal der Pietät stiftet, ist nicht ein großartiger Charakter, der durch Genie und Willen beherrschend unter seinen Zeitgenossen dastände; aber er ist ein ausgezeichneter Mann, der durch Selbstzucht, Tugend und Pflichtbewußtsein weit hervorragt in einer Welt, in der man kaum andre Triebfedern kennt als Selbstsucht und Genuß, und wo man sein Fortkommen sucht durch Unterwürfigkeit und Schmeichelei gegen die Machthaber. — Von einer treu sorgsamen, tugendhaften Mutter erzogen, verlebte er seine Jugend fern von dem Geräusch und den Verführungen der Hauptstadt an einem Orte, wo die Feinheit der griechischen Bildung und die Einfachheit und Genügsamkeit der Provinz sich zu schöner Harmonie vereinten. Den Kriegsdienst benutzte er nicht nach der Art der vornehmen jungen Herren zu zügellosem Übermut, den Offiziersrang nicht zu Vergnügungen und Urlaub, sondern suchte die Provinz kennen zu lernen, dem Heere bekannt zu werden, von erfahrenen Männern zu lernen. Als Quästor in Kleinasien blieb er unbestechlich, obwohl die reiche Provinz mehr als andere Verwaltungsbezirke Versuchungen bot, der Prokonsul, selbst ein habsüchtiger Mann, gern bereit war, durch alle erdenkliche Nachsicht wechselseitige Verheimlichung der Übelthaten zu erkaufen. Durch Dienen und Gehorchen lernte er gebieten und befehlen. Zeigte er in den städtischen Ämtern, dem Tribunat und der Prätur, eine taktvolle und besonnene Haltung, so bewährte er sich in der Verwaltung der Provinz Britannien als umsichtiger und gerechter Beamter und in der Bekämpfung der feindseligen Völkerschaften als tüchtiger, geschickter Krieger, aber auch als gerechter und menschlicher Gegner. Und nicht nur seine politischen Tugenden weiß Tacitus zu rühmen, durch die der Mann in Zeiten, wo der Ausgezeichnete der Mißdeutung erlag, wo nicht geringere Gefahr aus hohem als aus schlechtem Rufe erwuchs, selbst einem so argwöhnischen, menschenfeindlichen Herrscher wie Domitian Anerkennung abnötigte. Er preist auch die treue Kindesliebe des Sohnes, der von tiefem Schmerz ergriffen an der Leiche der von der plündernden Soldateska ermordeten Mutter steht, die Zärtlichkeit des Gatten und

Vaters, der mit den Seinen ein Muster echten Familiensinnes, der Eintracht und Liebe abgab. Agricola ist in seinem ganzen Charakter ein Geistesverwandter des Tacitus: auch er ist beseelt von idealem, der Eitelkeit, dem Genusse, dem Gemeinen abgewandtem Sinne, auch er geleitet von strengem Pflicht- und Ehrgefühl, auch er ist voll Liebe und Pietät gegen die Seinen, auch er weiß als öffentlicher Charakter in der Zeit, wo die Herrscherwillkür der Freiheit entgegentrat, wo sogar das Verdienst gefährlich werden konnte, durch maßvolle Zurückhaltung den Despotismus zu entwaffnen, auch er verschmäht es, obwohl aus tiefster Überzeugung der alten römischen Freiheit zugethan, nutzlos die Opfer dieses Freiheitssinnes zu vermehren; beide sind feste, selbstbewußte Männer, aber in sich gegründete Charaktere und nichts weniger als Fanatiker.

Jeder, der dies trefflich gezeichnete Charakterbild eines trefflichen Mannes liest, wird von Teilnahme ergriffen werden; und wir empfinden es mit dem Verfasser, wenn er den Hintritt eines solchen Mannes beklagt, dem er die ergreifenden Worte nachruft: „Ruhe sanft und richte uns und dein Haus von schwächlicher Sehnsucht und unmännlicher Klage auf zur Betrachtung deiner Tugenden, die wohl zu betrauern, zu bejammern nicht gestattet ist. Durch Bewunderung, durch nie verhallendes Lob und, reichen unsre Tage aus, durch Ähnlichkeit des Wandels wollen wir dich ehren. Das möchte ich auch der Tochter und der Gattin ans Herz legen, so das Andenken des Vollendeten zu heiligen, daß sie sich alles, was er gethan und geredet hat, wieder vor die Seele rufen und mehr das Bild seiner Seele als das seines Äußeren umfassen. Ewig ist die Schönheit des Geistes, die man nicht durch Bilder aus Marmor und Erz, sondern nur durch den eignen Charakter zur Darstellung bringen kann."

Geradezu persönlich also weiß Tacitus die Teilnahme des Lesers für seinen Helden in Anspruch zu nehmen. Nimmt man noch hinzu, daß auch in diesem Buche der Schriftsteller sich als tief in das Innere des Menschen blickenden Psychologen und zugleich als gemütvoll mitempfindenden Erzähler zeigt, der auf der sittlichen Höhe des Lebens steht; daß ferner aus seinen Schilderungen der Geschicke des dem römischen Schwerte erliegenden Volkes eine bei Römern so seltene Gerechtigkeit und Unparteilichkeit spricht, die in der von Agricola den Britanniern

gebrachten Verfeinerung der Sitten ein Mittel zur Sklaverei erblickt, die den Heerführer der Caledonier Calgacus in packender Rede die unersättliche Habgier der Römer unverhohlen und kräftig geißeln läßt, die es nicht verschweigt, daß es Politik der Römer war, Könige zu bevorzugen, um sich ihrer als Werkzeuge der Unterjochung zu bedienen: so kann man ermessen, welche Summe von Vergnügen und Belehrung aus dieser taciteischen Schrift zu gewinnen ist und warum sie trotz ihrer mitunter etwas dunklen Sprache von jeher von Gelehrten, von Staatsmännern und Kriegsleuten so gern gelesen ist und mit welchem Nutzen sie auch der studierenden Jugend vorgelegt wird.

Hatte Tacitus in seiner ersten rein historischen Schrift ein biographisches Denkmal eines einzelnen Mannes aufgerichtet, der unter seinen Zeitgenossen, wenn nicht durch glänzende Stellung, so doch durch Charaktertüchtigkeit hervorragte, so widmete er die zweite geschichtliche Monographie einem Lande und Volke, das jedes denkenden Römers Interesse in hohem Maße in Anspruch nehmen mußte. Im Jahre 98 ist die Germania herausgegeben, die Schrift über den Ursprung und Wohnsitz, die Sitten und die Völkerschaften der Germanen, ein Buch, in dem wir Deutsche eine mit Sachkenntnis und Unbefangenheit und zugleich mit Wärme und Teilnahme geschriebene Schilderung unsrer Vorfahren besitzen, wie sich kein Volk eines gleichen Denkmals seiner Vorzeit rühmen darf. Es ist in erster Linie diese Idealdarstellung germanischer Sitten und Zustände, die lebendige Schilderung des Lebens germanischer Männer und Frauen, die uns anzieht und fesselt. Aber der Schriftsteller giebt mehr: Tacitus hält nach seiner Art vergleichend das germanische Wesen neben die römischen Sitten, er zeigt oder deutet vorahnend an, daß von diesen Barbaren dereinst der römischen Welt Gefahr und Bedrängnis, ja der Untergang droht: sie ist — wie man sie treffend bezeichnet hat — wie ein Wetterzeichen des Zukünftigen.

Das inhaltreiche Schriftchen zeigt eine klare und sorgsam durchgeführte Disposition der Gedanken. Die ganze Abhandlung besteht aus zwei Teilen, einem allgemein geographisch-politischen und einem speciell ethnographischen; im ersteren werden die Lage und Beschaffenheit des Landes, der Charakter, die Sitten und die Religion seiner Bewohner dargestellt, im zweiten eine Schilde-

rung der einzelnen Völkerstämme gegeben vom Süden und Westen an bis zum äußersten sagenhaften Norden und Osten, besonders eingehend der Gegenden zwischen Rhein und Weser, Donau und Main und um die Lahn, aber auch der preußischen Ostseeküste.

„Germaniae conditorem" nennt Franciscus Irenäus in seiner 1518 in Hagenau erschienenen „Germaniae exegesis" den Tacitus. Und in der That, trotz mancher mißverstandenen und mißverständlichen Notizen, welche der der Sprache des Volkes nicht mächtige und von seinem nationalen Standpunkte aus urteilende Römer seiner Schrift eingefügt hat, hat doch die Erforschung des deutschen Altertums die Mitteilungen, die uns Tacitus giebt, fast überall in überraschender Weise bestätigt. Einer der größten Forscher und Kenner unserer Vorzeit erklärt die „Germania" für die beste An- und Einleitung zur deutschen Altertumskunde, sie bleibt uns eine der allerwichtigsten Quellen der deutschen Urgeschichte. Freilich, was uns heute das größte Interesse an dem Werkchen einflößt, war dem Römer nicht Hauptzweck. Aber auch, wenn wir uns ganz auf seinen Standpunkt stellen, und das, was er uns zu sagen hat, absichtslos und ohne Voreingenommenheit auf uns einwirken lassen, fesseln seine Gedanken den Leser.

Der Verfasser giebt uns eine Beschreibung dieses schon seit langer Zeit mit Rom in vielfacher Beziehung stehenden Landes, das dem feingebildeten, an Luxus gewöhnten Südländer unwohnlich und rauh erscheint, das aber doch eine Bevölkerung hervorbringt, die nicht an Kultur, aber an Unverfälschtheit und Einfachheit der Sitten den Römern weit voransteht. Das eigenartige, unvermischte, nur sich selbst gleiche Volk kennt nicht die Künste, Laster, Unnatur und Verführung, welche die verfeinerte Civilisation mit sich bringt; „verführen und sich der Verführung hingeben heißt hier nicht Zeitgeist." Manneswort und Treue, Freiheit und Tapferkeit, das sind die Grundlagen, auf denen die Sicherheit der Familie, der Gemeinde, des Staates beruht. Treue der Mannen gegen ihren Gefolgsherrn, Treue des Führers gegen seine Mannen, Treue der Ehegatten untereinander — wie denn kaum ein Stück der Sitten der Germanen höheres Lob erfährt als die Heilighaltung der Ehe — finden die volle Bewunderung des Römers; aber auch die fast blinde Tapferkeit der Krieger, die sich sogar den Frauen mitteilt, schildert er mit unverhülltem Lobe, die Tapferkeit, welche die römischen Legionen wohl wieder-

holt zu überwinden, aber nie zu brechen vermocht haben, der in entscheidendem, furchtbarem Augenblicke römische Legionen erlegen sind. Die Freiheit aber ist das erste Lebenselement der Germanen, in ihr wachsen die Kinder auf ohne Unterschied der Stände, in ihr bewegen sich ungezwungen die Geschlechter, durch sie wird das ganze Wesen des Staates, das Leben der Menschen in Krieg und Frieden bestimmt. Und wie ein wehmutsvoller; ja tragischer Ton klingt es bei Tacitus durch, dem der Verlust der politischen Freiheit gleichbedeutend zu sein scheint mit der Entfremdung vom einfachen, naturgemäßen Leben.

Mit besonderer Vorliebe schildert der an kriegerischen Dingen sich erfreuende Römer natürlich das Kriegswesen der Germanen, ihre Bewaffnung, die Verwendung, Übung und Aufstellung der Fußtruppen und Reiter, die Wahl der Könige, Herzöge, Gefolgsherren, ihre Rechte und Ehren, dann die Leitung des Krieges und die Anführung der Heere; und gern kommt er auf militärische Dinge zurück, wenn ein oder das andre Volk darin besonders Bemerkenswertes zeigt, wie er z. B. mit einer gewissen Bewunderung die kriegerische Klugheit und das Geschick der Chatten schildert, bei denen er zugleich außerordentliche Merkmale einer hervorragenden Tapferkeit anzugeben weiß. Gewiß ist es in dem Munde eines Römers eine hohe Auszeichnung für die Kriegskunst der Barbaren: „sie rechnen, was so selten und sonst nur römischer Kriegszucht gegeben ist, mehr auf den Feldherrn als auf das Heer."

So wie an dieser Stelle wirft Tacitus in dem ganzen Werke fortwährend Seitenblicke auf römische Verhältnisse, aber ebenso auch auf die verfeinerten und vielfach schlaffen Gewohnheiten seiner Zeit. „Hier lacht niemand über das Laster; — hier vermögen gute Sitten mehr als anderswo gute Gesetze; — jeden Knaben nährt die eigne Mutter an ihrer Brust, Mägden und Ammen werden sie nicht überwiesen; — glücklich die Volksstämme, in welchen nur Jungfrauen sich verheiraten, und es mit der Hoffnung und dem Gelübde der Gattin mit einem Male sein Bewenden hat; — spät erwacht beim Jünglinge die Sinnlichkeit, und darum ist seine Manneskraft unerschöpft; — Wucher zu treiben ist bei ihnen unbekannt, und dadurch besser verhütet, als wenn es verboten wäre;" — wer erkennt in diesen und ähnlichen Äußerungen nicht den patriotisch gesinnten Römer, der den Seinen

mahnend und warnend vorhält, was ihnen unwiederbringlich verloren gegangen ist?

Aber Tacitus giebt nicht ein einseitiges Bild von dem Volke, dessen wahrheitsgetreue Schilderung er sich zur Aufgabe gemacht hat; er verschweigt nicht die Mängel und Fehler des Charakters und der Sitten der Germanen, so viel er an ihnen auch zu bewundern weiß. Ihre Trunksucht, ihre Leidenschaft zum Spiel, ihre dem schrankenlosen Freiheitstriebe entspringende Streitsucht sind Schattenseiten, die in ihrem ganzen Dunkel gezeichnet werden; dem Übermaße von Freiheit entspricht der Mangel an Gemeinsinn und eine unbegrenzte Fehdelust sowohl zwischen Geschlechtern innerhalb des Stammes als auch zwischen Stämmen; und auch bei Betrachtung dieser Auswüchse bekundet sich der nationale Sinn des für die Zukunft Roms bange Ahnung empfindenden Römers. Bei Erwähnung von dem fast völligen furchtbaren Untergange der Brukterer, des Nachbarvolkes der Tenkterer, das der Eifersucht der benachbarten Stämme erlag, „sei es aus Haß wegen ihres Übermutes, sei es aus Beutelust, oder infolge einer besondern Gnade der Götter gegen Rom," die den Römern selbst das Zuschauen bei dem Kampfe gönnten — denn über sechzig Tausend fielen nicht durch römische Waffen und Geschosse, sondern, „was noch glanzvoller ist," zum Ergötzen und zur Augenweide Roms, — bei dieser Gelegenheit kann Tacitus nicht umhin auszurufen: „Möchte doch, so flehe ich, diesen Völkern bleiben und fortbestehen, wenn nicht Liebe zu uns, so doch Haß wider einander, weil bei dem drohenden Verhängnis des Reichs das Schicksal uns nichts Größeres gewähren kann als die Zwietracht unsrer Feinde."

Wenn uns in der Germania freilich manches unverständlich bleibt, z. B. was die Verfassung des Volkes betrifft, so hat das seinen Grund nur darin, daß wir nicht immer genau erkennen können, was der Schriftsteller, der mit echt römischen Ausdrücken so völlig anders geartete Verhältnisse wiedergiebt, sich unter diesen sozusagen technischen Ausdrücken vorgestellt hat.

Was mochte nun den Tacitus wohl veranlassen zur Abfassung gerade dieser Abhandlung über Land und Volk der Germanen? — Als geographisch-politische Monographie, als historische Studie stände die Schrift ziemlich vereinzelt da in der Litteratur des Altertums. Tacitus hat nicht eine gelehrte Abhandlung schreiben wollen, nicht aus wissenschaftlichem Interesse

an dem Gegenstande, nicht weil er neue, gute Kunde über die Germanen hatte. Man kann sich auch schwer davon überzeugen, daß eine gewisse sentimentale, ziemlich unrömische Vorliebe für die lebhaft und treffend geschilderten Barbaren dem sonst so männlichen Verfasser die Feder in die Hand gegeben habe; mit den echt römisch klingenden Worten, die wir vorhin anführten, würde er seinen Helden wahrlich nichts Gutes wünschen. Und sollte er nur die Absicht gehabt haben, seinen durch Überfeinerung der Sitten und Preisgeben der politischen Freiheit entarteten Römern in dem einfachen, unverdorbenen Naturvolke, das sich seiner Freiheit freute, einen Sittenspiegel vorzuhalten? — Gewiß schildert der Schriftsteller die germanischen Sitten, wie wir gesehen haben, gern im Gegensatz zu den römischen; am häufigsten bedient er sich bloß des negativen Satzes, einige Male muß man den Vergleich ergänzen; und so fehlt es eben nicht an Seitenblicken auf römisches Wesen, oft mit Sarkasmus, ja mit Bitterkeit. Aber hätte er wohl die Schattenseiten an dem Charakter und den Sitten der Germanen, die er doch seinen Römern nicht hat empfehlen wollen, ebenso ausführlich schildern können, wie das, was sein Haß gegen Laster, Heuchelei und Tyrannei ihm an ihnen rühmenswert erscheinen läßt, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, den Römern einen Spiegel vorzuhalten? Und der zweite Teil des Werkes hat nur wenig Beziehung auf römische Verhältnisse; dieser Abschnitt wäre dann zum größten Teil Beiwerk gewesen. Nein, es war gewiß eine andre, bestimmte Absicht, die den Tacitus bei Abfassung seiner Germania in erster Linie leitete. Um es kurz vorweg zu sagen: es waren die augenblicklichen politischen Verhältnisse in Rom, welche die Schrift, so wie sie ist, ins Leben riefen.

Im dritten Kapitel des Agricola kündigt Tacitus umschreibend das in den Historien von ihm zu behandelnde Thema an: eine memoria prioris servitutis und ein testimonium praesentium bonorum (d. h. der glücklichen Zeit seit Nerva). Wenn auch später die Historien nur den ersten dieser beiden Teile behandeln, so geht doch aus der Ankündigung hervor, daß Tacitus sich schon damals, bei Abfassung des Agricola, mit dem Gedanken trug, jenen Teil der Kaisergeschichte zu bearbeiten, daß er gewiß auch schon Material gesammelt hatte. Wenn er trotzdem sich erst an eine andre Arbeit machte, die Germania, so muß ihm diese

für den Augenblick näher gelegen haben, es müssen Gründe aufgetaucht sein, die ihm ihre Herausgabe dringlicher erscheinen ließen.

Als der milde Kaiser Nerva am 27. Januar 98 starb, war sein zum Throne berufener Adoptivsohn Trajan schon längere Zeit fern von Rom. Er stand als Legat in Germanien, wo die Reichsgrenzen gesichert, den germanischen Stämmen in manchen Gegenden kraftvoll entgegengetreten werden mußte, wenn die von Domitian begonnene Befestigung der Grenzlinie gehalten und weiter durchgeführt werden sollte. Im Südwesten Deutschlands wie am Niederrhein waren von Trajan Festungsanlagen gemacht. Aber nirgends trat er mit einer kräftigen Offensive auf, nirgends drang er erobernd in das Innere Germaniens ein. Die Römer in der Hauptstadt mochten wohl fragen: wo bleibt der Kaiser, der sich noch nicht einmal in seiner neuen Würde gezeigt hat? was hält ihn in Germanien, wenn er nicht zu einem Angriffskriege schreitet und den römischen Waffen neue Lorbeern erwirbt? warum macht er der Unsicherheit der kaiserlosen Zeit in Rom nicht ein Ende? — So gab es gewiß in Rom manches unnütze Gerede über des Kaisers Fernbleiben, seine Unthätigkeit — denn in die Augen springende, dem Laien unverkennbare Erfolge fehlten —, über das unbequeme Provisorium, welches andauerte, solange Trajan nicht in Rom anwesend war; und mit Ungeduld erwarteten die Römer die Rückkehr ihres Kaisers. Freilich sah man im großen Publikum in Italien auch nichts von einer Gefahr, die von Norden drohte; Domitians Züge hatten davon ebensowenig eine Vorstellung geben können. Tacitus aber und gleichgebildete Politiker dachten anders. Er war ein praktischer Staatsmann und hatte wohl seinen politischen Blick schon geschärft; als Redner stand er in der Öffentlichkeit, als Senator beobachtete er alle politischen Vorgänge; mit Trajan war er schon durch Agricola näher bekannt, verfolgte auch jetzt mit persönlichem und sachlichem Interesse seine Thätigkeit in Germanien und sah in ihr nicht, wie die große Menge, ein unthätiges Verziehen, sondern eine wohldurchdachte Organisation der Sicherung der Reichsgrenzen an einer Stelle, wo sie am nötigsten war. Daß der Durchschnittspolitiker in Rom dies nicht gewahr wurde, lag in seiner mangelhaften Kenntnis der Eigentümlichkeiten des feindlichen Landes und der Sitten und Vorzüge seines Volkes. Tacitus hatte guten Grund, im Interesse des abwesenden Kaisers, im Interesse der

römischen Politik seine Landsleute aufzuklären über ein Volk, das durch seine innere Kraft und durch seine Zahl den römischen Angriffen sich erfolgreich widersetzen, ja selbst zum Angriffe schreiten konnte, dessen schwer zugängliche, unwirtliche Länder den Römern den Zutritt zu verwehren schienen. Des Trajans Verteidigungspolitik, seine Sicherung der Grenzgebiete konnte nicht besser gerechtfertigt werden, als wenn die Römer darüber belehrt wurden, wie und wo die Germanen lebten und über welche Kräfte sie verfügten. Somit ist die Germania in erster Linie eine politische Broschüre, bestimmt, einem augenblicklichen Staatsinteresse zu dienen. Aber trotzdem das Werkchen zunächst nur ein Stück Tageslitteratur in höherem Sinne ist, so weiß der Verfasser doch durchweg allgemeine Gesichtspunkte festzuhalten, die das Buch für viel weitere Kreise, als an die es zunächst gerichtet ist, bedeutungsvoll und interessant machen.

Ist die vorgetragene Ansicht über den Zweck der Germania richtig, so ergiebt sich daraus auch ein Moment für die Zeit der Herausgabe des Buches, die jedenfalls vor der im Spätsommer oder Herbst 99 erfolgten Rückkehr des in Rom sehnlichst erwarteten und mit Jubel begrüßten Trajan stattgefunden haben muß; und wir werden nicht fehl gehen, wenn wir sie in das Ende des Jahres 98 setzen. Es ist anzunehmen, daß der Verfasser, als er den Plan zu einer selbständigen Monographie faßte, sein Material zum großen Teil beisammen hatte; für die Historien, mit denen er schon, wie oben gezeigt, beschäftigt war und deren Ereignisse zum Teil auf germanischem Boden spielen, war eine Schilderung von Land und Leuten in Germanien ganz am Platze. Tacitus hat selbst gleich andern Schriftstellern des Altertums solche geographisch-ethnographische Exkurse seinen Schriften eingefügt, im Agricola über Britannien, im fünften Buche der Historien über Judäa; Vorgänger hatte er in diesem Gebrauche in Cäsar mit seiner geographischen Betrachtung über Gallien und über Germanien, in Sallust mit dem Exkurs über Afrika im „jugurthinischen Krieg". So mochte er es ähnlich beabsichtigt haben mit einer Beschreibung Germaniens an geeigneter Stelle in den Historien. Nun aber wurde er veranlaßt, hieraus eine selbständige Abhandlung zu machen, die er für sich gesondert herausgab. Das 37. Kapitel, in dem ein Abriß der Geschichte der germanischen Kriege gegeben wird vom ersten Zusammenstoß

mit Cimbern und Teutonen an bis auf die Gegenwart, legt die Hauptabsicht des Schriftstellers, über die in den Germanen ruhende Kraft und über die von ihnen drohende Gefahr aufzuklären, in knappen aber bestimmten Worten, ja drastisch dar: 210 Jahre dauert schon der Kampf gegen dieses unverwüstliche Volk: tam diu Germania vincitur! — triumphati magis quam victi sunt Germani.

Tacitus hatte in der Beschreibung der Germanen manche Vorgänger; Cäsar, Sallust in seinen Historien, Pomponius Mela (unter Claudius), Aufidius Bassus und sein Fortsetzer, der ältere Plinius, hatten mehr oder minder ausführliche Mitteilungen über jene gegeben. Tacitus hat sie alle gekannt, aber nicht etwa aus ihren Darstellungen ein neues Machwerk zusammengearbeitet; das konnte die Germania schon als politisch berechnende Broschüre nicht sein. Hier wie überall wahrt der Schriftsteller in Darstellung und Verarbeitung seines Stoffes seine Originalität. Und in der That beruht seine Beschreibung der Völker großenteils auf ganz neuen Nachrichten. So erwähnt er die Ausdehnung des limes Traiani, welcher damals erst angelegt wurde; von ihm haben wir zuerst eingehende Nachrichten über den Osten Germaniens, über den Bernstein an der preußischen Ostseeküste; die Schweden hat vor ihm niemand gekannt. In Germanien selbst ist Tacitus nicht gewesen, nirgends beruft er sich auf eigene Kenntnisnahme, nirgends spricht er so, daß man schließen dürfte, er habe seine Kunde aus eigenem Augenschein geschöpft. Wohl aber mochte er durch längern Aufenthalt in Gallia Belgica schon frühzeitig für das benachbarte Land Interesse gewonnen und aus der Nähe manche zuverlässige Kunde erhalten haben. Aber die unmittelbarste zog er aus der Gegenwart. Gewiß standen ihm in seiner öffentlichen Stellung, zumal er im Sinne und im Interesse der kaiserlichen Politik schrieb, die offiziellen Berichte, die in Rom einliefen, zur Verfügung, und er wird sie benutzt haben. Aber die Heerführer, Offiziere und Beamten der am Rhein und an der Donau stehenden Truppen, die häufig und an verschiedenen Stellen auch in das Innere des Landes kamen, die vielfach und oft lange mit Germanen, auch ihren Fürsten in Berührung standen, konnten ihm schriftlich und mündlich die unmittelbarsten Mitteilungen machen. Zudem dienten Germanen selbst in Rom, nicht selten kamen Gesandtschaften dorthin: Tacitus brauchte nur zu sammeln

und vorsichtig zu sichten, der Stoff floß reichlich; und so konnte er auch in seinen Mitteilungen mit Sicherheit auftreten, — gingen sie ihm doch von den Bestunterrichteten zu.

So besitzen wir in der Germania eine durch Reichtum und in den meisten Fällen große Zuverlässigkeit des Inhalts überaus wichtige Urkunde über den Ursprung und die Vorzeit unseres Volkes, sie ist eine treue Darstellung seiner Urgeschichte, „Quanti interest et quam iuvat," können wir mit Ruperti in seiner Einleitung zu den Schriften des Tacitus ausrufen, „tantarum rerum omnisque et publici et privati iuris origines a tali scriptore evolutas et gloriae felicitatisque nostrae fundamentum, incrementa et praesidia cognoscere!"

Wir kommen nunmehr zu den beiden größeren Geschichtswerken des Tacitus, die seinen Ruhm als Historiker ausmachen, den Historien und den Annalen.

Die Jahre, in denen er seine libri historiarum geschrieben hat, lassen sich nicht genau bestimmen; sie liegen jedenfalls einige Zeit, wenn auch nicht sehr lange nach dem Jahre 100; vielleicht sind die Historien um 105 erschienen, sofern sich einige Andeutungen in Plinius' Briefen auf sie beziehen. Nach den in der Schrift vorkommenden Äußerungen über Trajans Regierung hatte er sich über diesen Regenten und seine Politik schon ein vollständiges und wohl begründetes Urteil gebildet. Die Historien enthalten Zeitgeschichte, d. h. eine Darstellung der Zeit, die der Geschichtschreiber selbst als beobachtender und urteilender Mensch erlebt hat, und in 14 Büchern hatte der Verfasser die Periode von der Regierung des Galba an bis zum Tode des Domitian geschildert, also die Zeit der drei Kaiser Galba, Otho und Vitellius und der flavischen Dynastie, Vespasian, Titus und Domitian, von 69—96. Leider besitzen wir jetzt von dem ganzen Werke nur einen Bruchteil, die ersten vier Bücher mit einem Teile des fünften, die Ereignisse der Jahre 69—70 umfassend. Es ist die Einleitung zu der Geschichte der Flavier und stellt die Empörungen römischer Heere und die erbitterten Kämpfe militärischer Parteihäupter dar. Mit der Klarheit und einer noch ziemlich gleichmäßig fließenden Sprache, wie sie fast dem Epos eigen ist, aber frisch und zu lebendiger Teilnahme anregend, werden uns die verwickelten Ereignisse, die wechselvollen Kämpfe auf den verschiedensten Schauplätzen geschildert, eine Schilderung jedoch, die, gleichwie die Radien des Kreises alle

nach einem gemeinsamen Mittelpunkte streben, in ihren Einzelheiten durchweg der Darstellung des Imperium und seiner Bedeutung dient. Denn gleich in dieser ersten seiner großen historischen Schriften macht der Schriftsteller es sich zur Aufgabe, die Monarchie nicht etwa zu verherrlichen, aber in ihrem Wesen, ihren charakteristischen Unterschieden von der Zeit der Freiheit, der Republik, auch in ihrer Notwendigkeit für die römische Welt vor Augen zu führen.

Von vornherein bekennt er sich zur Pflicht der lauteren Wahrheit, nach der keine Persönlichkeit mit Vorneigung, jede ohne Haß zu behandeln ist; und in dieser Absicht führt er uns in ein Feld, reich an Wechselfällen, mit schrecklichen Kämpfen, voll feindlichen Haders, selbst mitten im Frieden blutig; vier Regenten gewaltsam getötet, ringsum Bürgerkriege, die Provinzen im Aufruhr, gleichzeitig gefahrvolle Kämpfe gegen das Ausland, Italien durch die verschiedensten Schreckniſse heimgesucht, die Hauptstadt selbst die Stätte der entsetzlichsten Greuelscenen, nirgends Scheu vor dem Heiligen, auf das Kapitol, den altehrwürdigen Mittelpunkt römischer Macht und Herrlichkeit, von Bürgerhänden die Brandfackel geworfen; Adel, Geld, Staatsämter Anlaß der Verfolgung, und Verdienste der geradeste Weg zum Verderben; ringsum Feindseligkeit und Schrecken der mannigfaltigsten Art, und doch wieder einzelne edle Thaten, Beispiele von hohen Tugenden, von heroischem Mute, von Treue, Aufopferungsfähigkeit: — so läßt der Geschichtschreiber die Ereignisse der blutigen, gärenden Zeit, die großen wie die kleinen an unserm schaudernden und wundernden Auge vorüberziehen.

Bevor er uns jedoch in dieses Gewirr von Thaten und Ereignissen hineinführt, das er mit seiner anschaulichen und lichtvollen Darstellung zu klären weiß, giebt er uns in kräftigen Zügen ein allgemeines Bild von der Lage des Staates bei Neros Tode, von dem Zustande der Hauptstadt, der Stimmung der Heere, dem Charakter der einzelnen Führer, der Stellung der Provinzen, damit man, wie er selbst sagt, nicht bloß die Begebenheiten, sondern auch den Zusammenhang und die Ursachen erkenne.

Zuerst lesen wir, wie der strenge, auf soldatische Zucht haltende Galba, dem auch der Ruf der Habsucht vorausgeht, als er von Spanien her durch Gallien nach Rom gekommen ist,

unter Blutvergießen in die Hauptstadt einzieht; aber während auf der einen Seite die Nachricht von der Empörung der oberdeutschen Legionen einläuft, auf der andern der neue Kaiser seinen noch nicht gefestigten Thron durch des Piso Adoption zu stützen sucht, wird in seiner eignen Umgebung, im eignen Hause durch Otho die Verschwörung angezettelt, die unter den Soldaten nur allzu gefügige Gehilfen findet. Galbas Unschlüssigkeit und Ratlosigkeit, falsche Gerüchte von Othos Tode, die Aufregung der Prätorianer, die es nach der früheren Ungebundenheit verlangte, verschlimmern des Kaisers Lage, mordlustige Soldaten von der Leibwache stürmen aufs Forum und stoßen hier, angesichts der Heiligtümer, am Teiche des Curtius, den Greis nieder, dessen Leichnam noch von der Wut der entfesselten Soldateska geschändet wird. Und mit Staunen und Abscheu zugleich sehen wir plötzlich durch die Wahl des Kriegsvolks den Wüstling Otho, den Genossen der Ausschweifungen Neros, zum Herrn von Rom emporgehoben und von Senat und Volk anerkannt. „Einen andern Senat, ein andres Volk hätte man jetzt zu sehen geglaubt; alles rannte nach dem Lager, einer suchte den andern zu überholen, jeder schalt auf Galba, lobte die Wahl der Soldaten, wollte Othos Hände mit Küssen bedecken; und je mehr erheuchelt war, was man that, um so mehr that man's."

Aber noch hatte der neue Machthaber sich nicht auf dem Throne gefestigt, als auch ihm schon ein Nebenbuhler erstand in dem Befehlshaber der Legionen am Rhein, die auf eigne Hand und, ohne sich um Otho zu kümmern, von Galba abgefallen waren und an den Schlemmer Vitellius als Regenten sich anschlossen; und so sollte der Unwürdige durch einen Unwürdigeren verdrängt werden. Wir sehen, wie Gallien und Germanien in Aufruhr geraten, die gallischen Städte untereinander selbst in Zwist sind; wir werden durch die Wirren in der Hauptstadt geführt, deren Otho nicht Herr zu werden vermag, und dann nach Germanien versetzt, wo Vitellius fast ohne sein Zuthun von den Heeren die Macht erhält. Bald gehen friedliche Anerbietungen der beiden Machthaber zu ruhigem Genießen und Prassen, bald gedungene Meuchelmörder hin und her über die Alpen. Der Senat ist völlig ohnmächtig, aber auch unwürdig, die Bürgerschaft bald den Launen des auf dem Palatium sitzenden Kaisers, bald dem Übermute des ausgelassenen Kriegsvolkes preisgegeben. Der

Kaiser, nicht Herr in seinem Palaste und über seine Truppen, trifft trotzdem Anordnungen für die entlegensten Provinzen.

Und Vitellius auf der andern Seite, wie er denn ein Genußmensch der schlimmsten und niedrigsten Art war, verbringt seine Zeit mit Prassen und Schlemmen. Endlich rüstete Otho zum Kriege gegen Vitellius; aber welche Gehilfen und Ratgeber hatte er! Die Senatoren ersten Ranges durch ihre Jahre abständig und im langen Frieden außer Thätigkeit geblieben, der Adel bequem und dem Leben im Felde fremd, die Ritterschaft unbekannt mit dem Dienste — so machte man sich auf. In das narbonensische Gallien wollte Otho dringen über die Seealpen, da die andern Alpenpässe von Vitellius besetzt waren. Wilder denn Feinde hausten beide Heere in den wehrlosen Gefilden Oberitaliens; es wechselte das Glück der Gefechte, die Stimmung der Soldaten, die sich im Bürgerkriege mehr erlauben durften als die Anführer. Als es bei Bedriacum zum Entscheidungskampfe kam, in dem die Othonianer erlagen, waren beide Prätendenten fern vom Schauplatze; die Heere, deren keines von einer hohen Idee beseelt ist, wüten blind gegeneinander, fallen ebenso blind von ihrem Führer ab; selbst die Soldatenehre findet sich fast nur bei den Prätorianern. Da faßt Otho einen Entschluß, der uns einigermaßen ihn achtungswert erscheinen läßt: er giebt sich selbst den Tod, nicht in wilder Verzweiflung, sondern mit ruhiger Entschlossenheit stirbt er, fast wie ein Cato. „Durch zwei Thaten," so schließt Tacitus über ihn seinen Bericht, „eine abscheuliche und eine großartige, hat er sich bei der Nachwelt gerade so viel Ehre wie Unehre erworben." Und das Volk in Rom währenddessen? Gleichgültig, wer sein Herr werden würde, genoß es in hergebrachter Weise die Schauspiele zum Ceresfeste.

Vitellius, obwohl immer verachtungswerter und stumpfer, doch seinen Kriegern durch Freigebigkeit und Gewährenlassen willkommen, kam in langsamem Plünderungszuge nach Rom; die Bande der Disciplin waren gelockert, der Regent selbst verachtet, von wenigen gefürchtet. „Das war ein Hof, an welchem kein Mensch in guter noch ernster Thätigkeit wetteiferte; der einzige Weg, um ein großer Mann zu werden, war, durch verschwenderische Mahle, durch Geldaufwand und Schlemmen des Vitellius unersättliche Gelüste zu befriedigen; er selbst, vollkommen zufrieden nur den Augenblick zu genießen, ohne einen Gedanken weiter

hinaus, hat, glaubt man, in den wenigen Monaten seiner Regierung den Staat um neunhundert Millionen Sesterze — gegen 160 000 000 M. — gebracht; ein unwürdiges Geschick für die große, bejammernswerte Stadt, die in einem Jahre einen Otho und Vitellius zu tragen hatte."

Bereits hatte das Geschick in einem andern Weltteile einem andern die Macht zugewiesen. Von Alexandria ging zuerst der Ruf aus, der sich für Vespasian erhob, und mehr und mehr wuchs sein Anhang im Orient und in Italien, in der Hauptstadt selbst; und der neu erstehende Machthaber sprach es aus: wer nach einem Throne begehre, habe nur die Wahl zwischen dem Höchsten und dem Abgrunde.

Vitellius blieb in seiner stumpfen Sicherheit; mochte er auch dann und wann sich zu unsicherm Handeln aufraffen, so suchte er doch durch sein verstandloses Ignorieren nur die Mittel wider das Unheil, nicht das Unheil selbst von sich wegzuschieben. Und während für seine Herrschaft Ströme Blutes vergossen wurden, versäumte er für Bewaffnung zu sorgen, kräftigte nicht seine Mannschaft durch ermutigende Ansprache und Übung, lebte nicht unter den Augen der Öffentlichkeit, sondern unter den schattigen Lauben seines Parks; wie ein faules Tier, das regungslos liegen bleibt, wenn man's voll füttert, war er gegen alles, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft gleicherweise gleichgültig; und wenn nicht andre sich dessen erinnert hätten, er selbst hätte vergessen, daß er Regent war. „Der Mann konnte nicht befehlen und nicht verbieten; er war nicht mehr Kaiser, sondern nur Anlaß zum Kriege." Und tief empfindet der stolze Römer das Unwürdige in Stellung und Haltung des Mannes, der immer noch die Insignien der Kaisergewalt trug; es fühlten gar viele nicht eben mit der Person des Vitellius, wohl aber mit dem harten Geschick und der Lage der höchsten Gewalt Mitleiden. Und wie persönliche Rührung klingt es schließlich durch die ergreifenden Worte des Erzählers, wenn er uns von dem traurigen Ausgange des Vitellius berichtet, der auf die erneute Nachricht vom Abfalle der Legionen, ohne auf die wenigen Getreuen zu hören, die zu mutigem Ausharren oder ehrenvollem Tode rieten, sich zum Niederlegen der Herrschaft entschloß und in schwarzer Kleidung vom Palatium herabstieg, ihm zur Seite die gebeugte Dienerschaft und in einer kleinen Sänfte sein zartes Söhnchen. „Da war niemand so ganz un-

eingedenk des Menschenloses, daß ihn solch Schauspiel nicht gerührt hätte, wie ein Regent von Rom, eben noch Herr der Welt, den Sitz seiner Hoheit hinter sich lassend, durchs Volk, durch die Stadt hin weg von der Herrschaft wanderte; nie hatte man dergleichen gesehen, nie gehört." Durch das entgegenstehende Volk genötigt, ändert er in letzter Stunde wieder seinen Entschluß, kehrt zurück nach dem Palatium, weil man ihm alle andern Wege verstellt, läßt sich insgeheim zur Wohnung seiner Gattin auf dem Aventin tragen, um von dort bei günstiger Gelegenheit zu seinem Bruder nach Tarracina zu fliehen, aber schwankend und voll Angst läßt er das Nächste außer acht, kehrt wiederum zurück ins Palatium, das er nun öde und vereinsamt findet, indem auch die Geringsten des Gesindes sich verlaufen haben. Es schreckt ihn die Menschenleere und der öde Raum; er probiert an verschlossenen Thüren und schaudert ob der Stille ringsum; ermüdet vom Umhersuchen und in einem ekelhaften Winkel sich verbergend, wird er von dem Tribun einer Kohorte hervorgezogen; die Hände auf dem Rücken, mit aufgerissenen Kleidern wird er hinausgezerrt und durch die gaffende Menge geführt, aus der viele ihn beschimpfen, keiner beweint; so hatte das Erbärmliche seines Ausganges das Mitgefühl erstickt. Und unter Schlägen ins Gesicht, unter höhnischen Reden, die man ihm entgegenschleuderte und denen er trotz allem jetzt noch die Antwort zu geben vermochte: und doch sei er Kaiser gewesen, unter Schwerthieben und Dolchstößen stürzte er nieder. Der Pöbel mißhandelte seinen Leichnam ebenso unsinnig, wie er dem Lebenden gehuldigt hatte.

Inmitten dieser trüben Zustände, inmitten dieser der großen Mehrzahl nach ihrer Römerwürde, ja ihrer Menschenwürde vergessenden Menschen tauchte schon vorher wie ein strahlender Lichtpunkt der edle, jugendliche Titus vor unserm Auge auf, der, mit seinem jugendfrischen Herzen nicht gleichgültig gegen die Schönheit und nicht verschlossen gegen heiteren Lebensgenuß, doch, wo Beruf und Pflicht ihn riefen, ernst und fest war. Und ebenso führt uns der Geschichtschreiber die männliche, gehaltene Gestalt des Vespasian vor, der nicht in eitler Herrschsucht oder Gewaltthätigkeit sich gegen die Regenten auflehnt, aber dem Rufe der Legionen und bewährter Freunde folgend und seine eigne Kraft fühlend sich zum Imperator macht und bereit ist, in Rom das

Scepter in die Hand zu nehmen, wo zwar sein Bruder Flavius Sabinus ein Opfer seiner Brudertreue geworden und im Kampfe mit den Vitellianern auf dem brennenden Kapitol umgekommen, wo aber sein junger Sohn Domitian als Prinz, als Cäsar begrüßt und anerkannt worden war. Doch schon hier deutet der Geschichtschreiber an, wessen man sich dereinst von diesem Prinzen werde zu versehen haben; seine Neigung zur Unzucht zeigte der Jüngling unverhohlen, und die Berichte über die Übergriffe seiner Herrschsucht erzürnten den Vespasian so sehr, daß Titus durch eindringliche Fürsprache für den Bruder eintreten mußte. Doch auch für die außerhalb der Familie des Vespasian, aber auf seiner Seite stehenden Personen weiß der Schriftsteller unser Interesse in Anspruch zu nehmen, so insonderheit für den mutvollen Marcianus, der, selbstbewußt und ein eifriger Parteigänger des abwesenden Vespasian, durch sein mannhaftes Auftreten auch den Gegnern Achtung abgewinnt.

Während wir so von dem Geschichtschreiber durch das Hin- und Herwogen der Parteikämpfe, über blutige Schlachtfelder, durch verwüstete Städte und Landschaften geführt werden, auch die Machinationen der Gewalthaber und derer, welche die Gewalt sich anmaßen, kennen lernen, läßt er uns auch an den Verhandlungen teilnehmen, die im Senate nach alter Form, mit dem alten Ernst und — äußerlich — der alten Würde gepflogen werden, Verhandlungen, die, so wenig sie wie ehemals entscheidenden Einfluß auf die Geschicke Roms hatten, doch charakteristisch sind für die Stellung der Körperschaft im Staatsgetriebe, die da auch zeigen, daß bei aller Selbstsucht, Heuchelei und Selbsterniedrigung doch die Charakterfestigkeit und Ehrenhaftigkeit nicht ganz erloschen sind. Und auch das läßt sich wohl erkennen, daß der Senat nicht durchaus bloß eine Scheinexistenz hatte. Wohl giebt es ein wenig erfreuliches Bild, wenn wir gewahren, wie er schwankend und unterwürfig, bald diesem, bald jenem Parteiführer oder Parteigänger Auszeichnungen und ehrende Beschlüsse bewilligt, wie er heute den Vitellius auf eine hochfahrende Rede mit ausgesuchten Huldigungen begrüßt, morgen dem Marcianus, dem Vorkämpfer der Sache des Vespasian, die Ehrenzeichen des Triumphes gewährt. Aber Tacitus zeigt uns auch, daß es noch Männer gab, welche die Würde des Standes zu wahren wußten. Wir sehen einen Helvidius Priscus, den Eidam eines der edelsten

Römer aus den trübsten Zeiten der römischen Kaiser, des Thrasea Paetus, des Märtyrers der Freiheit unter Nero, dem knechtischen, durch seine Angebereien übel berufenen Eprius Marcellus mit stolzem Freimute entgegentreten, der, als sich's um eine Huldigungsabordnung an Vespasian handelte, geheime Wahl beantragte, während Helvidius es der Ehre des Staates, des Standes, des Kaisers selbst angemessen erachtete, daß man mit dieser Ehrensendung die Würdigsten, die Tadellosesten beauftragte. Für den Senat freilich ist es bezeichnend, daß der Antrag durchging, das Los entscheiden zu lassen, für die Stellung des Helvidius, daß der Schriftsteller vordeutend erklärt: „derselbe Tag wurde für ihn vorzugsweise der Anfang großer Ungnade und großen Ruhmes."

Hat uns der Geschichtschreiber in seinem historischen Riesengemälde den bewegten, oft wilden Gang der politischen und militärischen Ereignisse in buntem Wechsel vor Augen gestellt, deren Betrachtung uns mit fortreißt, so hat er es doch nicht unterlassen, an geeigneten Plätzen kurze Ruhepausen eintreten zu lassen, an denen er uns einen Augenblick verweilen läßt. Er liebt es, von Zeit zu Zeit den Gang der Handlung zu unterbrechen und eine kurze Charakterschilderung einzufügen von denjenigen Personen, die jeweilig den Mittelpunkt der erzählten Ereignisse bilden, und zwar an Stellen, die einen solchen kurzen Aufenthalt besonders gestatten, sei es, daß die charakterisierten Personen besonders leuchtend in den Kreis der Ereignisse eintreten, sei es, daß sie vom Schauplatze abtreten. Bei Galbas, Othos, Vitellius' Tode und nicht minder aus gleichem Anlaß bei weniger bedeutenden Männern wirft der Geschichtschreiber einen kurzen Rückblick auf ihr ganzes Leben und fügt in knappen Worten eine Zeichnung ihres gesamten Wesens hinzu; über Helvidius Priscus schaltet er eine ähnliche Schilderung ein an der Stelle, wo der Sinn des Mannes in so bezeichnender Weise hervortritt, bei der oben erwähnten Senatsverhandlung. Mit vertieftem oder erweitertem Verständnis, mit erneuertem Interesse und gehobener Teilnahme überblickt dann der Leser das Leben und die Thätigkeit solcher Personen, wenn sie ihm in ihrer Gesamterscheinung nochmals näher treten. Und nicht nur Personen werden charakterisiert, sondern auch Situationen und Stimmungen.

Wie auf diese Weise in dem großen Gesamtgemälde einzelne Ruheplätze für den schweifenden Blick geboten werden, so weiß

der Erzähler durch treffend eingefügte Einzelbilder, die lebendig aus der Fülle des Stoffes hervortreten, das Ganze zu beleben und den Blick zu fesseln. So berichtet er von der Pflichttreue und Entschlossenheit des Centurio Julius Agrestis, der vergeblich den Vitellius zu mannhaftem Handeln anzuspornen versucht, auch, als er die zuverlässigste Kunde über den Fall Cremonas und das Vordringen des Antonius, des Heerführers Vespasians, gebracht hat, bei seinem Herrn Unglauben und leichtsinniger Sicherheit begegnet und die Wahrheit seiner Aussagen, um Vitellius zu zwingen, mit freiwilligem Tode besiegelt; oder es wird uns eines andern Centurionen Heldenthat vorgeführt, der, von Galba zum Hüter Pisos bestellt, sich mutvoll den zum Morde andringenden aufrührerischen Kriegern entgegenwirft und dem jungen, zu seinem Unglück vom Kaiser emporgehobenen Manne für den Augenblick einen Ausweg verschafft, freilich um durch seine aufopferungsvolle That das Ende jenes nur kurze Zeit hinauszuschieben. Und an andrer Stelle begegnet uns eine Scene wie zwischen dem alten Hildebrand und seinem Sohne Hadubrand. Ein junger Spanier, als Legionssoldat ausgehoben, trifft im Gewühl der Schlacht mit einem ergrauten Krieger zusammen, er schlägt ihn nieder, will den Sterbenden eben ausplündern, da erkennt er den eignen Vater, der seit langen Jahren schon im römischen Heere diente und den Sohn einst als unmündiges Kind in der Heimat zurückgelassen hatte; von Verzweiflung ergriffen, schlingt er die Arme um den Sterbenden, fleht, des Vaters hingeschiedener Geist möge ihm verzeihen, möge ihm nicht als Vatermörder fluchen; mit eigner Hand gräbt er dem von ihm Erschlagenen das Grab und erweist ihm den letzten Dienst, während alle, die es sehen, von Schmerz erfaßt werden und den scheußlichen Bürgerkrieg verwünschen. In schneidendem Gegensatze dazu steht ein andres Bild, wo ein Krieger von seinen Oberen Belohnung heischt für Brudermord.

So also weiß Tacitus seinen Bericht auch durch Episoden, durch ergreifende, rührende, erschütternde, seltener durch heitere Scenen zu beleben; sie sind sparsam eingestreut, denn nichts liegt ihm ferner, als durch pikante Einzelheiten den Leser zu beschäftigen; stets auf das Ganze ist sein Blick gerichtet, auch wenn er sich in Kleinmalerei ergeht. Nicht verengern, vielmehr erweitern will er den Gesichtskreis seiner Leser; daher liebt er es, auch Züge aus

der alten Geschichte Roms zum Vergleiche mit der Gegenwart heranzuziehen. „Dergleichen meine ich," sagt er, „nicht am unrechten Orte anzubringen, wo eben gerade die Umstände ein Beispiel des Guten oder eine Beruhigung wegen des Schlimmen nötig machen." Nie unterläßt er es, bei den schweren Heimsuchungen, die Rom selbst durch die Greuel des Bürgerkrieges treffen, an ähnliche frühere Schicksale zu erinnern, die doch wieder so ganz verschieden waren; von edlem Römerstolz, von hoher Vaterlandsliebe getragen, zürnt er seiner Zeit. „Auch früher einmal," so lautet sein ernstes Urteil, „hatte das Kapitol gebrannt, im Bürgerkriege, aber das war die arge That Einzelner. Diesmal öffentlich umlagert, öffentlich in Brand gesteckt! und was waren die Ursachen der Waffenerhebung, was der Preis für solch ein Unheil? war's ein Krieg, den wir für die Vaterstadt führten?" — Und wir fühlen den ganzen Ingrimm, das ganze Herzweh des Patrioten mit, wenn er bei solcher Gelegenheit ausruft: „Es war die jammervollste und entsetzlichste Unthat, die seit Erbauung der Stadt das Gemeinwesen des römischen Volkes traf."

Mit gleichem Interesse wie die Geschichte der Kämpfe am Sitze der Herrschaft in Italien und um den Besitz derselben verfolgen wir die Schilderung der Ereignisse im Auslande, in den fernen Provinzen. Vespasian wurde von der Bekämpfung Judäas zu einer höheren Aufgabe abberufen, er übertrug die Vollendung der Eroberung des Landes, insbesondere der festen und volkreichen Hauptstadt Jerusalem seinem Sohne Titus. Bei Gelegenheit der Erzählung dieser Ereignisse giebt uns der Geschichtschreiber eine ausführliche Schilderung des Landes und seiner Eigentümlichkeiten, der Stadt mit ihrem prächtigen Tempel, des Volkes mit seinen gerade dem Römer absonderlich erscheinenden Sitten und religiösen Vorstellungen. Es gewährt einen besondern Reiz, die Anschauungen der gebildeten und aufgeklärten Römer, als deren Vertreter wir Tacitus zu betrachten haben, über ein Volk kennen zu lernen, dessen Geschichte, Lebensweise und Religion uns durch andre untrügliche Quellen geläufig genug sind; wir verstehen es zu würdigen, wenn Tacitus die Siegesgewißheit und den hartnäckigen Widerstand der Juden aus jener starken Überzeugung der Massen herleitet, die wir auf die messianischen Weisfagungen gegründet wissen, Weisfagungen, die der Römer auf Vespasian und Titus

deutet. Und wie er hier nicht ohne Teilnahme und mit historischer Treue die Geschichte eines Volkes begleitet, das dem römischen Wesen fremdartig und absonderlich erschien, so schildert er mit warmer Anerkennung, ja mit sichtlicher Bewunderung den Freiheitskampf des tapferen Batavervolkes unter Claudius Civilis, der, die Zeit zur Befreiung von römischer Knechtschaft gekommen wähnend, wie ein zweiter Arminius die Völker rechts und links des Rheins zum Kampfe aufbietet und durch die naturwüchsige Kraft seiner unermüdlichen Barbaren, welche durch der geheimnisvollen weisen Veleda Prophezeiungen angefeuert werden, römische Kriegskunst zu schanden zu machen droht. Und doch kommt bald wieder das Hochgefühl des römischen Patrioten zum Durchbruch, der mit Genugthuung die zielbewußte und einsichtsvolle Kriegführung des Cerealis hervorhebt, welche die Aufständischen zu der Einsicht zwingt: ein einziger Volksstamm ist nicht imstande, das auf der ganzen Welt liegende Joch abzuschütteln. Es sind Worte des stolzen Römers Tacitus selber, die er dem Cerealis in den Mund legt: „Ist Roms Herrschaft gestürzt, was die Götter verhüten wollen, was wird es anderes geben als Krieg aller gegen alle? Das Glück und die Ordnung eines Zeitlaufes von acht Jahrhunderten hat diesen Bau gefestigt: wer ihn erschüttern will, kann's nur zu eignem Verderben thun."

Mit dem Versuche des Civilis, mit dem römischen Oberfeldherrn Cerealis zu unterhandeln — beide stehen auf den Resten einer Brücke über die Yssel (?) einander gegenüber — bricht die Erzählung des Tacitus, soweit uns die Historien erhalten sind, ab. Wir können nur ahnen, mit welcher Wärme der Schriftsteller das zur Ordnung zurückführende Regiment des mannhaften Vespasian, mit welcher Freude er die kurze glückliche, wenn auch von schweren Heimsuchungen nicht frei gebliebene Zeit des Titus, mit welch sittlichem Ernste die Gewaltherrschaft des Domitian, die er selbst mit dem ganzen Senate so schwer empfunden, geschildert haben mag.

Es waren selbsterlebte Zeiten, die Tacitus in den Historien erzählte, und wenn die Person des Geschichtschreibers auch nirgends hervortritt, so stand er doch als denkender, beobachtender Jüngling und Mann völlig inmitten der Ereignisse. Er zog Erzähler jener Epoche und andre Quellen zu Rate, aber namentlich stand ihm die eigne Erinnerung und vielfach die Mitteilung der Zeitgenossen

zu Gebote. Daher die so oft ins einzelne gehende Schilderung von Sachen und Personen; er schrieb wesentlich aus der Erinnerung der Mitlebenden heraus und schrieb — wenn auch nicht ausschließlich — für Mitlebende. Die ausführliche Erzählung erinnert an epische Darstellung. Und gerade für die Zeit des Entwicklungsprozesses jener Epoche, als welche man die Jahre von Neros Tode bis zu Vespasians Thronbesteigung betrachten kann, scheint ihm eine besondere Ausführlichkeit angezeigt; denn sonst wäre es schwer zu erklären, warum er den Zeitraum von etwa zwei Jahren in beinahe fünf Büchern erzählt, während sich doch die fast 26 Jahre bis zum Ausgange Domitians auf wenig mehr als neun Bücher verteilen mußten, vorausgesetzt, daß diese fehlenden Bücher ungefähr gleichen Umfang gehabt haben wie die vorhandenen.

Wenn wir nun die Historien, dem Stoff und seiner Behandlung nach, mit einem Epos vergleichen konnten, so erscheint fast als eine Tragödie von erschütternder Wirkung und mit bestimmt hervortretenden und durchgeführten Charakteren das Werk der Annalen. In ihnen zeigt sich uns erst der ganze Tacitus, wie er der Welt in der Geschichte der Litteratur vor Augen steht; Sprache und Darstellung sind scharf ausgeprägt, pointiert, weit mehr als dies noch in den Historien der Fall ist. Gegenstand ist die Geschichte des römischen Kaisertums in der Zeit, wo die Imperatoren den Kampf mit dem Senate, welcher jahrhundertelang die römische Welt regiert hatte, gewaltsam und siegreich durchführten, die Geschichte von Tiberius bis Nero, die uns hier vorgeführt wird. Und es ist wohl zu beachten: ein Mann senatorischen Ranges, ein Mann von der Überzeugung des alten Rechtes und dem Bewußtsein der einstigen Bedeutung und Würde des Senates sitzt hier über die Cäsaren zu Gericht, die sich nicht scheuten, gar oftmals durch Gewaltthaten und Verbrechen den Thron zu besudeln und Senat und Volk zu knechten, ein Mann jedoch, der trotzdem nicht blind ist gegen die Segnungen, welche die Monarchie dem erschlafften, entarteten und erschöpften Römertum gebracht hat, und gegen die guten Seiten ihrer Träger, ein Mann auch von altrepublikanischer Sittenstrenge und Überzeugungstreue, wenn er gleich nicht die Starrheit des Charakters eines Cato hatte.

Sein Hauptwerk hat Tacitus eine Reihe von Jahren nach den Historien (vielleicht 108) begonnen und wahrscheinlich nicht lange vor Trajans Tode (115) herausgegeben. Er war etwa 60 Jahre alt, stand durch seine Studien, seine Erfahrung, durch Ansehen und äußere Ehren auf der Höhe des Lebens, war als Redner, Schriftsteller und bewährter Beamter gleich geachtet. Das Geschichtswerk, das wir jetzt gewöhnlich Annalen, Jahrbücher, nennen, hat nach der ältesten Handschrift, in der uns der erste Teil aufbewahrt ist, von seinem Verfasser den Titel erhalten „ab excessu Divi Augusti", nach Vorgang und Analogie der Überschrift des Livianischen Werkes „ab urbe condita" und eines solchen des älteren Plinius „a fine Aufidii Bassi" (d. h. vom Schlusse des Werkes des Auf. Bassus an). Zwar bezeichnet Tacitus selbst sein Buch öfters als annales, doch nicht um den Titel anzugeben, sondern um die Art seiner Anlage anzudeuten, indem die Erzählung nach der Jahresfolge der Begebenheiten geordnet ist. Deshalb dürfen wir aber auch die Bücher ab excessu Divi Augusti, die wirklich Annalen sind, der Kürze halber unbedenklich so citieren, wie es denn der übliche Titel geworden ist. Übrigens hat Tacitus nicht mechanisch und rein äußerlich diese Ordnung innegehalten; um die in ihrer Entwicklung zusammengehörigen Ereignisse nicht zu zerreißen, trägt er, wo der Gegenstand es gebietet, kein Bedenken, von ihr abzuweichen, oder er verweist, wenn er die Darstellung einer Reihe von Ereignissen der annalistischen Anordnung zuliebe unterbrechen muß, auf die Wiederaufnahme an späterer Stelle; auch berichtet er wohl Ereignisse, die etwas Gleichartiges und doch wieder charakteristisch Unterscheidendes haben, nebeneinander, wie am Ende des zweiten Buches den Tod des Germanicus (im Jahre 19) und den des Arminius (im Jahre 21).

Auf sechzehn Bücher verteilt, hat der Geschichtschreiber in den Annalen die Geschichte des julischen Kaiserhauses vom Regierungsantritte des Tiberius an bis zu dem blutigen Ausgange des Geschlechtes erzählt, die Zeit des Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, die Jahre von 14 bis 68 nach Christi Geburt. Erhalten ist uns jedoch nur der erste und der letzte Teil des ganzen Werkes: Buch 1 bis 4, einzelne Teile vom 5. und 6., und die Bücher 11—16, doch auch dies letzte Stück verstümmelt am Anfange und am Ende, so daß uns in der Darstellung des Geschichtschreibers die ganze Regierungsgeschichte des Gajus oder

Caligula, die ersten Zeiten des Kaisers Claudius bis zum Jahre 47 und die letzte Zeit der Geschichte Neros vom Jahre 66 an fehlt. Man darf sagen: einen größeren Verlust hat unsre Kenntnis der römischen Litteratur nicht erfahren, als daß uns dieses Werk des größten römischen Geschichtschreibers nicht vollständig erhalten ist.

Es mag auffallend erscheinen, daß Tacitus, der Geschichtschreiber der römischen Imperatoren, seine Erzählung nicht mit Augustus, dem Begründer der Monarchie, nicht mit der Schlacht bei Aktium begonnen hat. Im 1. Kapitel der Annalen, der Vorrede zu dem ganzen Werke, giebt er selbst einen Grund dafür an. „Das Zeitalter des Augustus darzustellen, fehlte es nicht an hervorragenden Talenten — decora ingenia —, bis sie von der überhandnehmenden Schmeichelei zurückgeschreckt wurden. Die Geschichte des Tiberius, Gajus, Claudius und Nero ist, solange sie selbst mächtig waren, aus Furcht in falschem, als sie gefallen waren, unter dem noch frischen Eindrucke der Erbitterung in gehässigem Lichte geschildert worden. Deswegen habe ich beschlossen, nur weniges von Augustus und zwar die letzte Zeit, sodann die Herrschaft des Tiberius und die Folgezeit zu berichten, und das ohne Gehässigkeit und Parteilichkeit — sine ira et studio — deren Ursachen mir fern liegen." Indessen dürfen wir wohl annehmen, daß auch innere Gründe für Tacitus maßgebend gewesen sind. Augustus hatte mit Klugheit und Besonnenheit die äußeren Formen der Republik bestehen lassen und die Macht im Staate — scheinbar oft gedrängt vom Senate selbst —, die Befugnis der Behörden und des Senates, die Handhabung der Gesetze übernommen und in maßvoller Weise die Monarchie, welche viele durch die Annehmlichkeit der gesicherten Ruhe befriedigte, durchgeführt und gefestigt. Dagegen trat der Mißbrauch der erlangten Alleingewalt unter den folgenden Mitgliedern des julischen Geschlechtes mehr und mehr zu Tage, wurde vom Volke und namentlich der in ihren Vorrechten eingeschränkten Nobilität mehr und mehr empfunden, die Spuren der einstigen Freiheit verschwanden, das Reich erschien als Domäne der Regenten. Das war keineswegs in gleichem Maße und gleicher Ausdehnung unter Augustus so gewesen, sondern entwickelte sich unter seinen Nachfolgern. Es zeugt von historischem Sinn, wenn Tacitus zwischen Augustus und den Nachfolgern aus seinem Hause eine Scheidung

macht; und so waren gewiß nicht bloß jene äußeren Gründe bestimmend, wenn der Geschichtschreiber des Imperiums die Schilderung der Vollendung desselben sich zur Aufgabe machte bis zu dem Zeitpunkte, wo nach Unterdrückung oder Beseitigung aller maßgebenden politischen Gewalten nur die Heere in den Provinzen und im Prätorianerlager mächtig genug waren, einen Kaiser auf den Schild zu erheben, der in Rom Anerkennung fand. Wenn dann Galbas Erhebung zum Alleinherrscher zuerst zeigte, daß auch an andrer Stelle als in Rom jemand zum Kaiser gemacht werden konnte, so hob eben schon aus diesem Grunde mit diesem Zeitpunkte wieder eine neue Epoche der Kaisergeschichte an: sie war das Thema der Historien gewesen. Übrigens hatte Tacitus, wie er einmal andeutet, ja auch die Absicht — mag sie ihm unter der Arbeit gekommen sein oder von vornherein vorgeschwebt haben — die Zeit des Augustus und ebenso die spätere Periode des Nerva und Trajan historisch zu bearbeiten, Pläne, an deren Ausführung ihn zweifellos nur der Tod gehindert hat. Wir sehen somit: als er in der Geschichtschreibung seinen Beruf erkannt hatte, sah er es als seine Aufgabe an, das gesamte römische Kaisertum bis auf seine Zeit darzustellen.

Es wird nunmehr angemessen sein, auch den Inhalt der Annalen etwas näher ins Auge zu fassen.

Wechselten schon in den Schilderungen, welche die Historien bieten, die Schauplätze der Handlungen mannigfach, versetzte uns der Schriftsteller von Rom nach den Gefilden Oberitaliens, nach Germanien und an den Niederrhein, nach Judäa und Alexandrien, so ist es in den Annalen das endlos weite Gebiet des Römerreiches, die ganze bekannte Welt, durch deren Weiten wir dem kundigen Führer folgen. Und planvoll weiß er die Ereignisse auf den entlegensten Gebieten miteinander zu verbinden. Wir stehen zuerst an dem Sterbelager des hinscheidenden Augustus und werden alsbald in die Geheimnisse des Kaiserhauses eingeweiht — wir ahnen die Tragik, die über dem Leben des ersten römischen Kaisers gewaltet hat, der Schriftsteller weist auf die Ränke der Livia, die Sittenlosigkeit der Julia hin, zeigt uns die Lichtgestalten des ehrenhaften Germanicus und seiner Gattin Agrippina, wir lernen nach und nach die sämtlichen Mitglieder des Kaiserhauses schon in ihren Anfängen kennen. Alsbald aber führt uns der Geschichtschreiber in die politische Lage ein; Konsuln,

Senatoren und Ritter drängen sich förmlich zur Knechtschaft; selbst unter dem Scheine des Widerspruchs werden in den Senatssitzungen dem Kaiser, dem lebenden wie dem dahingeschiedenen, Schmeicheleien entgegengebracht. Und über Italiens Grenzen hinaus erweitert sich unser Blick. Mit wachsendem Interesse folgen wir den lebendigen Schilderungen der Truppenaufstände, die den noch nicht gefestigten Thron zu stürzen drohen, bei den pannonischen Legionen an der Donau und in den thrakischen Ländern, die sich mit Mühe durch das Ansehn des kaiserlichen Prinzen Drusus und seiner erfahrenen Begleiter, der germanischen Legionen am Niederrhein, die sich durch des Germanicus mannhafte Treue und gewinnende Leutseligkeit zum Gehorsam zurückbringen lassen. Wir lernen die Lage der Provinzialen kennen und sehen diese bald hier bald da sich gegen die Herrschaft Roms aufbäumen — vergeblich; wir sehen in Gallien die Trevirer unter Flavus, die Äduer unter dem gefährlicheren Sacrovir sich erheben und zu Boden sinken, sehen den edlen britannischen Fürsten Caractacus, der durch seiner Landsmännin Cartismandua Verrat in Gefangenschaft geraten ist, in Rom vor Claudius, vor versammeltem Volke und den in Parade aufgestellten Prätorianern in stolzer Haltung den Spruch seines Richters erwarten, und gewahren, wie der Geschichtschreiber selbst Achtung und menschliche Teilnahme fühlt, wenn er ihm die Worte in den Mund legt: „Besessen habe ich Rosse, Männer, Waffen, Schätze; ist es ein Wunder, wenn ich sie ungern verlor? Folgt etwa daraus, wenn ihr über alle gebieten wollt, daß alle die Knechtschaft sich gefallen lassen?“ Wir sehen römische Waffen und römische Beamte im äußersten Osten an der armenisch-parthischen Grenze die Oberhand behalten, den numidischen Freiheitskämpfer Tacfarinas, der, ein zweiter Jugurtha, mit den pfeilschnellen Söhnen der Wüste Roms Herrschaft in Nordafrika ernstlich gefährdete, nach langen, blutigen Kämpfen den römischen Waffen erliegen und den Heldentod sterben. Gesandtschaften aus aller Welt treffen in Rom zusammen, die Parther holen sich am Sitze des Imperiums ihre Könige, welche dort als Geiseln weilten, die Cherusker den Italicus, den letzten Sproß aus ihrer Fürstenfamilie, des Flavus Sohn und des Arminius Neffen. Fürsten und Könige des fernsten Auslandes werden nach Rom zur Verantwortung vorgeladen, wie Archelaus von Kappadocien, andre gehen freiwillig den Kaiser um Schiedsspruch an und

nehmen zu seinem Erbarmen ihre Zuflucht, wie Marbod der Suebenkönig, dem Ravenna, und sein Gegner Catualda, dem Forum Julium als Aufenthalt angewiesen wird.

Und wiederum hat es für uns einen besonderen Reiz, daß Tacitus die Geschicke der germanischen Völker mit der regsten Teilnahme und größten Ausführlichkeit berichtet. Gleich bei der Schilderung der gefährlichen Meutereien der Legionen werden wir an die Mittelpunkte der römischen Militärherrschaft am unteren Rhein versetzt, nach Ara Ubiorum und Castra Vetera. Jenes war der Geburtsort der Tochter des Germanicus, Agrippina, zu deren Ehren es später zur Colonia Agrippinensis erhoben wurde. Dieses, von dem wir schon in den Historien manches erfahren, war der Ort, wo die benachbarten Germanen mit Genugthuung das römische Heer in Aufruhr gegen seine Führer sehen, aber nur, um von des Germanicus Energie in ihrer Sorglosigkeit und Freude überrascht und aufs Haupt geschlagen zu werden. Von reicheren Ereignissen weiß uns der Geschichtschreiber aus den folgenden Jahren zu berichten; er führt uns über den Taunus, auf dessen Höhen fortan die römischen Befestigungen thronten, deren Überreste wir noch heute bewundern, an die Eder, ins Chattenland, von da an die Lippe, in den Teutoburger Wald, wo wir mit ihm den Spuren der Varusschlacht nachgehen und fast eine Wiederholung derselben gewahren bei Cäcinas Rückzuge. Wir sehen auch hier den Helden Arminius, wie er, nur bemüht, den heimischen Boden den fremden Eroberern zu entreißen, die Seinen zu immer neuem Widerstande spornt und zum Kampfe führt; wir sehen seinen erbitterten Gegner, den Segestes, den Vater seiner Gattin Thusnelda, der im Hasse gegen den kühn unternehmenden Arminius sich nicht scheut, die eigne Tochter in die Gewalt der Römer zu bringen, bewundern diese auch in ihrem Unglück, ein Weib „mehr von der Gesinnung ihres Gatten als ihres Vaters, nicht zu Thränen gebeugt und nicht um Gnade bittend“; — mutvoller, opferfreudiger Freiheitskampf auf der einen Seite, unselige Parteiungen und Zwietracht auf der andern, Zustände, die, bald zum Ruhme bald zum Unglücke unsers Vaterlandes, seit diesen frühsten Zeiten so oft in der deutschen Geschichte wiedergekehrt sind. Auch Stimmungen weiß uns der römische Geschichtschreiber fast typisch vor Augen zu führen in dem Zwiegespräch zwischen den Brüdern Arminius und Flavus vor

der Schlacht bei Idiſtaviſo: jener ſtolz die Ehre des Vaterlandes vertretend, ein Herold deutſcher Treue, dieſer die Unwiderſtehlichkeit der römiſchen Waffen preiſend, ein Bewunderer der Fremden. Und ſo ſehen wir die Adler der Legionen trotz mancher Niederlagen immer wieder zu neuem Fluge nach Norden ſich erheben; die kühn und großartig angelegten Verſuche germaniſcher Fürſten, des Arminius und des Marbod, Deutſchlands Stämme zu einem Völkerbunde zu vereinigen, um jenen den neuen Aufflug zu wehren, ſcheitern an der Uneinigkeit der Germanen, von der uns unſer Geſchichtſchreiber zu berichten weiß bis in die Zeit des Nero, unter dem wieder Hermunduren und Chatten in einer großen Schlacht einander gegenüberſtehen. Hat Tiberius nicht recht mit dem Worte, das ihm Tacitus in den Mund legt: „man könne die Cherusker und die übrigen Stämme der Empörer ihrer inneren Zwietracht überlaſſen?“ Stimmt das nicht ganz mit den Worten in der Germania überein, die faſt wie eine Prophetenſtimme klingen: „Möge den Völkern, wo nicht die Anhänglichkeit an uns, doch ihr Haß gegeneinander bleiben und haften!“

Und doch geht aus allen Einzelheiten ſeiner Darſtellung hervor, wie gefährliche, wie gefürchtete Gegner die Germanen waren, welche Mühe die römiſchen Befehlshaber gar oft hatten, ihre Kohorten zum Siege, ja zum Kampfe zu führen, mit welcher Beſorgnis die kaiſerliche Politik die Vorgänge jenſeits der Donau bis zur Nordſee und bis zur Elbe hin verfolgte. Es war nicht bloß Entgegenkommen gegen Germanicus, es war das Bewußtſein, außerordentliche Erfolge errungen zu haben, als man „wegen Wiedergewinnung der mit Varus verlorenen Feldzeichen unter des Germanicus Führung und des Tiberius Auſpicien“ einen Triumphbogen erbaute, der Fors Fortuna einen Tempel errichtete, den Germanicus einen Triumph über die Cherusker, Chatten, Angrivarier und andre bis zur Elbe hin wohnende Völker feiern ließ, in welchem die erbeuteten Waffen, die Gefangenen, die Abbildungen von Bergen, Flüſſen und Schlachten einhergeführt wurden, den prachtvollen Triumphzug, den uns die Künſtlerhand K. von Pilotys ſo herrlich und ergreifend nach des Tacitus knapper Erzählung vor Augen geſtellt hat. Und wie in ſeiner Germania, ſo verhehlt Tacitus auch in den Annalen nicht ſeine Bewunderung für die Tüchtigkeit unſrer Vorfahren, wenn er ihr auch nur mit verhaltenen Worten und mit dem patriotiſchen

Gefühle des Römers Ausdruck giebt. Das schönste Zeugnis für sein unparteiisches Urteil, auch für seinen weltgeschichtlichen Blick stellt er sich selbst aus in dem edlen Nachrufe, den er bei des Arminius Ende dem großen Freiheitskämpfer widmet — wer könnte ihn ohne tiefe Bewegung lesen —: „Er fand an dem Unabhängigkeitssinn seiner Landsleute Widerstand; er fiel, mit Waffengewalt angegriffen und mit abwechselndem Glücke kämpfend, durch die Arglist seiner Verwandten. Er war unstreitig Germaniens Befreier, ein Mann, der nicht wie andre Könige und Heerführer die erst beginnende Macht Roms, sondern seine Herrschaft in der höchsten Blüte anzugreifen wagte, in Schlachten nicht immer gleich glücklich, im Kriege unbesiegt. Noch lebt sein Name in den Liedern seines Volkes, während er den Chroniken der Griechen unbekannt ist, die nur bewundern, was ihnen angehört, auch bei den Römern nicht gebührend gefeiert, indem wir die alten Größen erheben, ohne das, was in neuerer Zeit geschieht, recht zu würdigen."

Was wir hier aus dem reichen Inhalte der Annalen andeutend herausgehoben haben, sind meist Einzelbilder, die Tacitus in engerer oder weiterer Umrahmung auch diesem gewaltigen Gemälde eingefügt hat. Sie mögen hinreichen, um eine Vorstellung davon zu geben, wie der Geschichtschreiber das Einzelne, oft scheinbar Unbedeutendere seines überreichen Stoffes zu verwerten und zur Belebung und Durchleuchtung seiner Darstellung unterzubringen weiß, zu zeigen, wie er nichts verschweigt, was ihm an Personen und Situationen irgend charakteristisch erscheint, sei es düsterer, sei es heiterer Natur. Wir sehen, wie er besonders gern verweilt bei solchen Zügen, Worten und Thaten, die von Seelengröße, Charakterstärke, Freiheitssinn zeugen bei Männern und Frauen, bei Kriegern und Beamten, bei Römern und Nichtrömern, als wollte er sich auf Augenblicke erholen und seinen Blick auf lichteren Gestalten und freundlicheren Scenen ruhen lassen, als sie ihn die Vorführung des großartigen Dramas vom römischen Imperium sonst zeichnen läßt. Auch geschichtliche Exkurse über allgemeine Zustände fügt er zuweilen seiner Erzählung ein; so über die Entstehungsart und die erdrückende Menge der Gesetze, oder über das Asylrecht griechischer Städte. Alles scheint ihm beachtenswert, was irgend eine treibende Kraft auch nur untergeordneter Art enthalten mag. Einmal entschuldigt er sich, daß gar vieles von dem, was er berichtet, an sich geringfügig und

geſchichtlich unbedeutend erſcheinen mag; „dennoch,“ ſagt er, „wird es nicht ohne Nutzen ſein, ſich auch mit den für den erſten Blick unbedeutenden Dingen vertraut zu machen, woraus oftmals wichtige Veränderungen hervorgehen.“

Aber alles dies macht doch noch nicht den weſentlichen Inhalt der Annalen aus; auf der Höhe ſeiner Aufgabe und auf der Höhe ſeiner Kunſt tritt uns Tacitus entgegen in der Zeichnung und Charakteriſierung der Kaiſergeſtalten ſelbſt. Von dem Kaiſer und ſeiner Umgebung gehen die treibenden Kräfte nach allen Seiten aus durch die weite römiſche Welt, in ſeiner Hand laufen die zahlloſen Fäden zuſammen, welche die Hauptſtadt mit allen Punkten des Reiches verknüpfen, Rom iſt noch immer der Boden, wo die Geſchicke der Provinzen beſtimmt werden, freilich nicht mehr auf dem Forum, ſondern auf dem Palatium. In ergreifender Schilderung weiß der Geſchichtſchreiber durch lebendiges Vorführen der Kaiſergeſtalten, des Tiberius in ſeiner 23jährigen Regierung, des Claudius in den ſieben letzten, des Nero in den zwölf erſten Jahren ſeiner Herrſchaft uns das anſchaulichſte Bild von dem Wachſen und dem Wandel der Kaiſergewalt zu geben. Und deshalb gehören die Annalen, ſind ſie uns auch nur unvollſtändig überliefert, doch zu den großartigſten Denkmalen der Geſchichtſchreibung nicht nur der römiſchen, nein aller Litteraturen; und mag der Geſchichtſchreiber ſelbſt hier und da in ſeiner Charakteriſtik irren, mag er ſchwärzer malen, als es der ungetrübte, ruhige Blick der Nachwelt anerkennt, er iſt mit ſeinem Werke ein Sittenmaler ſondergleichen und der denkenden Menſchheit ein Sittenlehrer geblieben wie wenige. Und neben den Hauptperſonen treten uns die heimlichen Umtriebe der Kamarilla entgegen, die auch vor der Palaſtrevolution nicht zurückſchrickt, neben den Strebern und Schmeichlern im Senate die verdroſſen beiſeite ſtehenden Anhänger des Alten, neben den unwürdigen Angebereien von Majeſtätsverbrechen mutvoller Kampf für Freiheit, Recht und Ehre.

Der Kaiſer Tiberius wird uns von einem ihm naheſtehenden Zeitgenoſſen, Vellejus Paterculus, mit maßloſer, ja unverſchämter Schmeichelei geſchildert; in die gleiche Vergötterung ſtimmt in ſeinem Werke „merkwürdiger Thaten und Äußerungen“ Valerius Maximus ein, der, wie jener, unter dem Einfluß der Feſſeln, die die damalige Zeit trug, ſchrieb. Ein ganz anderes

Bild über den Nachfolger des Augustus weiß uns Tacitus zu entwerfen. Wenngleich er anmutende Züge, lobenswerte Handlungen von ihm nicht verschweigt, so ist es doch eine nichts weniger als ansprechende Persönlichkeit, die uns in dem taciteischen Tiberius vor Augen gestellt wird. Man bekommt alsbald den Eindruck, daß der Kaiser dem Geschichtschreiber keine sympathische Figur ist, und er giebt sich keine Mühe, sie dem Leser sympathisch zu machen. Des Tiberius Zurückhaltung hat etwas Unheimliches, seine Schweigsamkeit etwas Gefahrdrohendes, fast wie die Ruhe vor dem Gewitter; wenn er im Augenblick einen Verstoß, eine Kränkung unbeachtet zu lassen scheint, so ist zu gewärtigen, daß er nur für eine spätere Zeit seine Rache aufspart, vor der niemand sicher ist. Er weiß sich zu beherrschen, nicht leicht tritt er mit Heftigkeit und Leidenschaft auf; aber sein starres Schweigen ist seiner Umgebung drückender als es der schlimmste Zornesausbruch sein könnte. Bei aller Rücksicht, die er auf den Senat, auf vornehme und verdiente Männer zu nehmen scheint, bei aller Bescheidenheit, die er zur Schau trägt, wacht er eifersüchtig über seine Stellung und seine Würde als Kaiser, der nicht leicht jemand ungestraft zu nahe tritt. Bei einem solchen Charakter, wie Tacitus uns den Tiberius darstellt, erscheinen oft auch löbliche und politisch wohl zu rechtfertigende Regierungsakte wenig verdienstlich, gleich als seien sie dem Kaiser abgenötigt. Vor gewaltsam durchgreifenden Maßregeln scheut Tiberius zurück, seine Politik ist vorsichtig und abwartend. Anzuerkennen, daß das oft Besonnenheit ist, dagegen sträubt sich Tacitus: er hat die Verschlossenheit und Zurückhaltung, das mißtrauische, eifersüchtige Wesen des Herrschers in andern Fällen zu häufig durchschaut, um ihm nicht auch da, wo es nicht auf der Hand liegt, seine eignen, persönlichen Beweggründe zuzutrauen; sprach sich doch die öffentliche Meinung der Mitlebenden oft genug gegen Tiberius aus. Und bei den nachkommenden Geschlechtern pflanzte sich mehr die Erinnerung an die Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten aus den letzten Perioden seiner Regierung fort als an die glücklichen früheren Zeiten, die das römische Reich unter ihm erlebte.

Um es kurz zu sagen: dem Geschichtschreiber, der die Unwahrhaftigkeit der Auffassung und Darstellung eines Vellejus verschmähte, erschien Tiberius von Haus aus als der Menschenfeind und Menschenhasser, der er in den schlimmsten Zeiten seines

Lebens gewesen ist; er war ihm das, was er im Laufe einer Reihe trüber Erfahrungen geworden ist. Gewiß war Tiberius verschlossen und menschenscheu; aus der Scheu wurde Haß, nachdem die Menschen selbst ihn aufs bitterste getäuscht hatten. Der nicht gemütlose Mann hat sich in seinem Leben vielleicht nur einem einzigen mit Vertrauen und dem Bedürfnis des Anschlusses hingegeben; dieser eine war Sejan, und diesen einen gerade mußte er als Verräter kennen lernen — so kam er zum völligen Menschenhaß, zur Menschenverachtung. Die Keime zu diesen Trieben erblickt Tacitus von vornherein bei allen Handlungen des Tiberius, aus ihnen erklärt er dieselben. Und doch sucht auch er objektiv dem Manne gerecht zu werden. Da wo er nach der Erzählung des Endes des Kaisers in seiner Weise eine Charakteristik anfügt — es ist am Schlusse der ersten Hälfte der Annalen —, zeigt er, daß dieser Charakter im Laufe der Zeit sich zum Schlimmern entwickelt hat. „Vom ersten Kindesalter an war er in bedrohter Lage gewesen; denn dem geächteten Vater war der verbannte Sohn gefolgt; und als er in des Augustus Haus als Stiefsohn eintrat, hatte er mit vielen Nebenbuhlern zu kämpfen, solange Marcellus und Agrippa, dann die Prinzen Gajus und Lucius lebten. Auch sein Bruder Drusus war glücklicher in der Zuneigung des Volkes. Aber am gefährlichsten stand es um ihn, als er Julia zur Gemahlin bekommen hatte, deren Untreue er teils duldete, teils mied. Dann von Rhodus heimgekehrt, waltete er in dem ledig gewordenen Hause des Regenten zwölf Jahre, und darauf in der Regierung Roms beinahe dreiundzwanzig. Auch sein Charakter hatte ungleiche Perioden; eine schöne in Hinsicht auf Leben und Ruf, solange er fern von Geschäften oder Oberbefehlshaber unter Augustus war; eine versteckte und heuchlerische, solange Germanicus und Drusus lebten. Und noch wechselte er zwischen Gutem und Schlimmem, während seine Mutter am Leben war; dann verabscheuungswürdig in seiner Grausamkeit, aber mit einem Schleier über seine Laster, solange er den Sejanus liebte oder fürchtete; und zuletzt stürzte er sich in Frevel und Schande zugleich, nachdem er, der jetzt vor nichts mehr Scham empfand, nur dem eignen Sinne folgte."

Man sieht, Tacitus erkennt eine Fortbildung des Charakters des Tiberius zum Argen, aber er schreibt ihm doch von vornherein eine schlimme Naturanlage zu; und da er ihn nur als

Kaiser zu schildern hat, so erscheint er bei ihm schon durchweg in trübem Lichte.

Das zeigt sich besonders in des Tiberius Verhältnis zu Germanicus, das der Schriftsteller uns so ergreifend zu schildern weiß. Mit Mißtrauen blickt der Kaiser auf die Thaten und Erfolge seines Neffen, der es verstanden hat, einen gefährlichen Soldatenaufstand zu unterdrücken, und nun, um die unruhigen Massen zu beschäftigen, einen kühnen Vorstoß über die bisher innegehaltenen Grenzen hinaus gegen das nordwestliche Germanien unternimmt und dem Arminius, einem ebenbürtigen Gegner, gegenübertritt; mit Besorgnis sieht er die Popularität des Germanicus bei Heer und Volk von Tag zu Tag wachsen; Unternehmungen wie der Besuch des Schlachtfeldes im Teutoburger Walde und die Bestattung der noch über der Erde liegenden bleichenden Gebeine der Gefallenen finden seine ernste Mißbilligung. Er ruft den Germanicus ab, um ihm wohlverdiente Ehren zuzuerkennen, aber ihn doch einem Wirkungskreise zu entziehen, wo er der Aufsicht und Kontrolle gar zu sehr entrückt war und wo er sich in Unternehmungen einließ, die der vorsichtigen Politik des Kaisers nicht entsprachen: dem Tacitus ist dies Neid und Eifersucht auf das Glück des Prinzen. Mit einem verantwortungsvollen Auftrage wird Germanicus nach dem Orient entsandt, um mit außerordentlichen Vollmachten die dort herrschenden Verwirrungen zu ordnen. Dort findet er gleichzeitig den Cn. Piso in amtlicher Stellung, dem Germanicus zwar untergeben, aber unbotmäßig, der ebenso wie seine Gattin Plancina dem Prinzen allerlei Verlegenheiten zu erwecken weiß. Tacitus verschweigt nicht, daß in manchen Kreisen die Annahme verbreitet gewesen sei, Piso habe vom Kaiser selbst geheime Weisungen und Winke erhalten, um den Germanicus nicht zu selbständig arbeiten zu lassen. Den mehr oder minder geheimen Intriguen des Piso schenkte Germanicus, der sich ganz den dienstlichen und auch wissenschaftlichen Beschäftigungen widmete, lange Zeit keine Beachtung, fand aber, von einer Studienreise nach Ägypten, wo ihn die wunderbaren alten Bauwerke fesselten, zurückgekehrt, viele seiner Anordnungen durch Piso aufgehoben und sah sich nun genötigt, gegen diesen einzuschreiten; — da wurde er in Syrien von einer eigentümlichen Krankheit ergriffen und starb unter gar verdächtigen Umständen, nicht ohne daß er selbst und seine Umgebung den Piso des Giftmordes bezichtigten.

In feindliche Parteien sind die Anhänger des Germanicus, dessen Leiche von Agrippina nach Rom übergeführt werden soll, und die des Piso gespalten: es drohen erbitterte Zusammenstöße. In Rom, wo endlich Agrippina mit der Asche des Germanicus und auch Piso und seine Gattin Plancina eintreffen, wird letzterer alsbald in Anklagezustand versetzt; die Feindseligkeiten, mit denen er den Liebling des Volkes und des Senates angegriffen hat, werden ihm vorgeworfen, ja die Erbitterung gegen ihn verdichtet sich zu einer Anklage wegen Mordes. Die große Menge nahm die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen als erwiesen an, selbst gegen den Kaiser richtete sich das heimliche Gerede. Gegen Piso aber erhoben sich drohende Rufe: man werde die Fäuste zu gebrauchen wissen, wenn er der Strafe entgehe. Tiberius benahm sich zurückhaltend, vermied einen Eingriff in den Rechtsgang, obwohl Piso auch gegen den Kaiser den Stolz seines Charakters nicht verhehlte; und als eines Tages, wo der Prozeß noch im Gange war, Piso tot in seinem Palaste gefunden wurde, war es dem Kaiser peinlich genug, daß er nun vor dem Senate in einem schlimmen Lichte erscheinen möchte, und er ließ die Familie des vorzeitig Gerichteten nicht entgelten, wenn dieser Schuld auf sich geladen hatte, duldete auch nicht, daß das Andenken des Unglücklichen geschändet wurde. Doch erscheint bei diesem ganzen Vorgange so wenig wie sonst bei Angelegenheiten, die ihn persönlich angehen, das Verhalten des Tiberius klar und offen. „Man möchte nicht leicht des Regenten wahren Sinn herausfinden: so sehr drehte und mengte er die Ausdrücke des Unwillens und der Verzeihung;“ und sein eigentümliches, rätselhaftes Wesen forderte niedrige Schmeichelei und Knechtssinn immer mehr heraus.

Wohl läßt der Regent dem Senate den Schein der Mitregierung, er räumt ihm größere Befugnisse ein als sein Vorgänger, aber mit kluger Verstellung weiß er trotzdem die Selbstherrschaft zu führen, das System der Monarchie auszubauen, und der Widerstand der alten Geschlechter erlahmt mehr und mehr. Indessen die ersten Jahre der Regierung des Tiberius waren im ganzen eine nicht unglückliche Zeit für Rom; sein Mißtrauen und seine Verstellung waren noch nicht vielen verderblich geworden. Da trat eine Wendung in seinem Verhalten ein: „er selbst ward grausam und lieh seinen Arm der Grausamkeit.“ Es war, wie Tacitus es uns schildert, der schnell wachsende Einfluß des

Kommandanten der Gardetruppen, Sejanus, der diesen Wandel herbeiführte. Wohl hatte der geschickte und energische Mann bei Tiberius immer viel gegolten, aber jetzt begann er eine fast dämonische Gewalt auf den Kaiser auszuüben, der, gegen alle andern verschlossen, ihm allein Arglosigkeit und Offenheit entgegentrug. Tiberius hatte keinen Freund, diesen allein wählte er sich aus zu seinem und vieler Verderben. Den Einflüsterungen und Verhetzungen des Sejanus, der die ehrgeizigsten Pläne im Herzen trug, ist es zuzuschreiben, daß Tiberius sich seiner Familie mehr und mehr entfremdet, daß er alle Mitglieder derselben nur mit Argwohn um sich sieht, daß er sich der peinigenden Besorgnis hingiebt, die stolze, trotzige Agrippina, des Germanicus Witwe, umgebe sich an seinem eignen Hofe mit einer ansehnlichen Partei, um gegen ihn selbst zu arbeiten. Die fortgesetzte Unruhe, in der er lebt, das unaufhörliche Drängen des Sejanus, die verlockende Aussicht auf Ruhe veranlassen den greisen Kaiser endlich, der Hauptstadt und dem Gezänk und der ihn anwidernden Schmeichelei des Senates, dem lauten Treiben und dem Gerede der Menge, die dem finsteren, Schaustellungen und Lustbarkeiten abgeneigten Herrscher fast feindselig begegnet, den Rücken zu kehren und sich nach einem angenehmen Landaufenthalte zurückzuziehen; er wendet sich erst nach Campanien, dann nimmt er seine Residenz dauernd auf dem anmutigen Felseneiland Capri. Seine Menschenfeindschaft wütet nun aus der Ferne, sie macht sich in Grausamkeiten und wilder Laune Luft, oder er sucht in verborgenen Lüsten Vergessenheit.

In Rom floß das Blut ohne Unterbrechung; Hinrichtungen und Selbstmord lichteten die Familien des alten Adels, unaufgefordert richtete auch der Senat. Das Unwesen der Delatoren machte sich mehr und mehr breit: Majestätsverbrechen erblickte man früher nur in Handlungen des Hochverrates, und Tiberius hatte in der ersten Zeit seiner Regierung manche niedrige Angeberei zurückgewiesen; bald aber mehrten sich Anklagen von Vergehen gehen die Majestät des Kaisers. Ein kühnes Wort, ein verdächtiges Benehmen genügte, um die vornehmsten und edelsten Männer vor Gericht zu ziehen, und die römische Aristokratie wütete in Majestätsprozessen gegen ihre eignen Glieder, um dem Herrscher sich dienstwillig zu zeigen. Sejanus hatte nach des Kaisers Entfernung von Rom die Macht in Händen; seiner Gewaltthätigkeit weicht alles in Angst und im Gefühle der

Unsicherheit. Endlich führte die wachsende Selbstüberhebung zu seinem jähen Sturze. Wir kennen aus Tacitus die Katastrophe nicht, die den Untergang des nach dem Throne trachtenden Sejanus bewirkte, die Erzählung hat in der großen Lücke des fünften Buches gestanden, mit der uns auch die Geschichte vom Sturze der Agrippina verloren gegangen ist, die Geschichte jener Jahre, in denen sich die alten Parteien bis auf den Tod bekämpften. Aber wir erkennen aus den Schilderungen unsers Geschichtschreibers, wie tief den vereinsamten Tiberius der Verrat seines Günstlings verwundete, des einzigen Menschen, dem er Vertrauen entgegengebracht hatte. Und diese bitterste Täuschung in seinem Leben raubte ihm auch den letzten Rest von Glauben an die Menschheit: nun wurde er der vollendete Tyrann, nun der an seinen Opfern sich weidende Wüterich. „Da lagen zahllose Opfer am Boden, jedes Geschlechts, jedes Alters, vornehm und gering, einzeln oder in Haufen; — und es war aus mit der Teilnahme des Menschen am Menschen in dieser Schreckenszeit; in demselben Verhältnisse, wie das Morden zunahm, wurde der Ausdruck des Mitgefühls zurückgedrängt.“ Der Geschichtschreiber läßt uns auch ahnen, wie Tiberius selbst durch das Bewußtsein seiner Schandthaten am meisten leidet, wie es in seiner Seele aussieht; er erinnert an ein Wort des Sokrates bei Plato: wenn man der Tyrannen Inneres aufdeckt, kann man es zerrissen und gegeißelt sehen; denn wie der Leib durch Streiche, so ist die Seele durch Unmenschlichkeit, Laster und arge Gedanken wundgeschlagen. Wie sehr der unglückliche Mann in seinem Inneren sich fort und fort gefoltert fühlte, deutet er in einem nach Sejans Tode an den Senat gerichteten Briefe an, dessen Eingang uns Tacitus mitteilt: „Was ich euch schreiben soll, Senatoren, oder wie ich schreiben soll, oder was ich zu dieser Zeit zu schreiben ganz unterlassen soll — wenn ich das weiß, sollen mich Götter und Göttinnen noch härter schlagen, als ich mich täglich geschlagen fühle.“

So ist das Charakterbild des Tiberius beschaffen; düster und unheimlich, in seiner Zweideutigkeit gefahrdrohend, zuletzt grauenhaft tritt es uns entgegen, wie Tacitus überhaupt mit düsteren Farben zu malen liebt. So sehr Germanicus zu den Lieblingen des Geschichtschreibers gehört, den er als anmutende, leuchtende Gestalt zeichnet, so wenig kann ihm Tiberius zusagen, dessen

Charakter er von Haus aus einen üblen Grundzug beilegt, der sich immer grausiger zu Tücke und Bosheit herausbildet; denn „der Herrschaft Gewalt hat ihn zerrüttet und umgewandelt".

Und doch läßt er ihm als Regenten Gerechtigkeit widerfahren; es ist nicht zu leugnen, daß er Forschern wie Stahr und Freytag, welche die Rettung und Verteidigung des Kaisers bei der Nachwelt sich zur Aufgabe gemacht haben, ein reichliches Material zu seiner Rechtfertigung an die Hand giebt. Lesen wir doch, um nur einiges, was die Schriftsteller gesammelt haben, herauszugreifen, Schmeichelei sei dem Kaiser so verhaßt gewesen, daß er den Ehrentitel „Vater des Vaterlandes" wieder und wieder zurückwies, daß er verbot ihn Herr zu nennen, sein Walten gleich dem des Augustus als ein göttliches zu bezeichnen, daß er überhaupt bei Ehrungen, die man ihm zugedacht, sich sehr zurückhaltend bewies. Zeigte er doch ferner, als er bei den gefährlichen Aufständen der pannonischen und germanischen Legionen es vermied, die Hauptstadt zu verlassen, bei weitem mehr Klugheit als das große Publikum, das verwundert und verstimmt fragte, warum er den Empörern nicht die gebietende Majestät des Kaisers persönlich entgegenstelle. Und weiß nicht auch Tacitus von seiner verständigen Finanzpolitik zu berichten, von seiner Fürsorge für die Provinzen, wie er bei großen Unglücksfällen reiche Unterstützungen spendete, wie er erprobte Beamte jahrelang in leitenden Stellungen ließ, von seiner Uneigennützigkeit, die es verschmähte, von ihm persönlich unbekannten Erblassern Legate anzunehmen? Und suchen wir nach anerkennenden Urteilen des Tacitus über den Menschen Tiberius, — rühmt er nicht selbst des Kaisers edle Haltung, womit er das Anerbieten eines Germanenfürsten, den Arminius durch Gift zu beseitigen, zurückwies? ist es ein Tadel, wenn er von ihm sagt, das gute Einvernehmen mit den Mitlebenden lag ihm weniger am Herzen, als die Anerkennung bei der Nachwelt? — Das widerliche Gerede aber von dem wüsten Treiben des vereinsamten greisen Kaisers, welches Sueton seinen Lesern auftischt, nachzuerzählen, dazu denkt unser Historiker zu vornehm. — So malt auch Tacitus das Bild des merkwürdigen Herrschers nicht bloß grau in grau, er weiß ihm auch Licht zu geben. Und ist er nicht frei von persönlichen Neigungen, ja von Vorurteilen, die uns öfters nötigen, zwischen dem von ihm ausgesprochenen Urteil und den erzählten Thatsachen zu scheiden, so haben wir eben den Aristo-

kraten vor uns, dem trübe Erfahrungen und schlimme persönliche Erlebnisse das Herz erfüllten und der eine im argen liegende Welt mit finstrem Blicke maß.

Wenn man daher von unserm Historiker — gerade mit Rücksicht auf das Charakterbild des Tiberius — gesagt hat, es habe keiner das Wort „sine ira et studio“ weniger befolgt als der Erfinder desselben, so darf man auch an einen Ausspruch Goethes erinnern, der einmal sagt: „Aufrichtig zu sein kann ich versprechen, nicht aber unparteiisch zu sein.“ Und auch Ranke urteilt: „In den Historikern, namentlich in ihren politischen Anschauungen, reflektiert der Geist der Epoche, in der sie schreiben.“

Die Geschichte der Regierung des Tiberius ist zu allen Zeiten als der Glanzpunkt taciteischer Geschichtschreibung und als ein Meisterstück der Charakterzeichnung betrachtet worden; der Historiker selbst hat diese Zeit mit besonderer Sorgfalt behandelt, weil es ihm darum zu thun war, das Werden und Ausreifen der Monarchie eindringend und anschaulich zu schildern.

Aber auch die beiden anderen Regentenbilder, die des Claudius und Nero, welche uns in den sechs letzten Büchern der Annalen vorgeführt werden, reihen sich ebenbürtig an das erste an; und je mehr man taciteische Kunst würdigen lernt, um so schmerzlicher empfindet man den nicht durch Dio Cassius, nicht durch Sueton ersetzten Verlust der vier bis fünf Bücher Annalen, in denen Tacitus seinen Zeitgenossen die Geschichte des wahnwitzigen Wüstlings Caligula und die ersten Jahre der Regierung des schwächlichen Claudius erzählt hat.

In das Jahr 47 werden wir versetzt an der Stelle, wo wir zuerst wieder den Bericht des Tacitus vernehmen. Den Claudius lernen wir bald kennen als den wohlmeinenden, aber schwächlichen Regenten, der selbst nicht leben kann, ohne von Weibern und Günstlingen sich regieren zu lassen. In pedantischer Weise giebt er sich antiquarischen und historischen Studien hin — es ist ihm von Wichtigkeit, in das Alphabet ein paar neue Buchstaben einzuführen — und dann wieder geht er auf in der Beschäftigung mit Anordnungen der Regierung, eifert gegen die Zügellosigkeit des Volks, legt eine neue Wasserleitung an. Und währenddessen giebt sich seine Gemahlin Messalina, die ihn vollständig zu beherrschen weiß, den schamlosesten Ausschweifungen hin: die Haushaltung des Kaisers ist in der Wohnung ihres Liebhabers

zu sehen, ja sie wagt in ihrer cynischen Frechheit das Unglaubliche, sie feiert in des Kaisers Abwesenheit die Hochzeit mit ihrem Buhlen Silius; und die Nachricht davon versetzt den Kaiser wohl in Angst und Ratlosigkeit, aber sein Ratgeber, der Freigelassene Narcissus, muß halb auf eigene Hand den Schritt thun, die Gefährliche und Anmaßende zu stürzen. Nach ihrer Hinrichtung vergißt Claudius, nach ihr zu fragen; er sitzt beim Mahle und läßt sich einen neuen Becher reichen.

Aber der Kaiser kann bei seiner Unselbständigkeit nicht lange ohne die Führung von Weibern sein: in drei Parteien spaltet sich der Hof, um ihm eine neue Gattin zu geben; die jüngere Agrippina, des Germanicus Tochter, des Kaisers Nichte, behält die Oberhand, und eine Zeit lang steht Rom unter ihrer wie von Männerhand geführten Herrschaft. Unheimlich sind die Ränke des von maßloser Herrschgier beseelten Weibes, um ihrem mit in die Ehe gebrachten Sohne Nero gegen des Kaisers eignen Sohn Britannicus die Thronfolge zu sichern, bis ihre Ungeduld sie Werkzeuge finden läßt, um den Claudius zu vergiften. So muß der Geschichtschreiber wiederum mit den Greueln in der Hauptstadt und den Schändlichkeiten der Regierenden ein düsteres Bild vor unsern Augen entrollen, auf das nur zuweilen die Erzählung von glänzenden Thaten der römischen Waffen im Auslande oder von heldenmütigem Freiheitskampfe unterworfener Völker einige Lichtpunkte wirft.

Ein neues Drama hebt an mit der Darstellung der Regierung des Nero, packender als die Geschichte des Claudius, sofern die leitende Persönlichkeit wirklich im Mittelpunkte der Handlung steht, nicht, wie der unselbständige Claudius, nur geschoben oder gehalten wird, erschütternder fast als die des Tiberius, da das Übermaß der Leidenschaft alle Bande der Natur und des Blutes durchbricht. An Shakespeares König Lear könnte man beim Lesen der vier letzten Bücher der Annalen erinnert werden; so weiß der Geschichtschreiber durch die Gruppierung der Ereignisse und die Entwicklung der Charaktere den Eindruck des Grauenhaften und Furchtbaren zu steigern.

Es ist ein erfreulicher Anfang, mit dem der 17jährige Nero seine Regierung beginnt, wo er sich der tüchtigen Leitung seines Erziehers Seneca und des Prätorianerpräfekten Burrus überläßt und dem Einflusse seiner herrschsüchtigen Mutter entzogen ist;

maßvoll und verständig sind die Regierungsgrundsätze, die der jugendliche Monarch in einer von Seneca abgefaßten Rede dem Senate vorträgt, er weist Ehrenbezeugungen gegen seine Person zurück, schlägt Anklagen nieder. Da tritt zuerst der Gegensatz zwischen der Mutter, die durch Nero glaubte herrschen zu können, und dem zur Selbständigkeit erwachenden Sohne hervor, eine Spannung, die sich nun wie ein blutroter Faden durch die erste Periode der Neronischen Zeit hinzieht und erst mit dem grausen Muttermorde endet.

Mit innerem Grimm sieht Agrippina ihren Einfluß sinken, als die jugendliche Leidenschaft des sinnlichen Nero zu der schönen Freigelassenen Akte erwacht. Sie droht dem Sohne mit dem eben herangewachsenen Britannicus, seinem zurückgesetzten Stiefbruder — und schnell reift in seiner Seele der Gedanke zum ersten großen Verbrechen: Britannicus wird vergiftet. Bald wird Nero in neuen Netzen gefangen; Poppäa Sabina, die schönste und klügste Frau von Rom, weiß den Kaiser durch ihre Reize und ihre Verführungskünste zu umstricken, er macht sie zu seiner Geliebten, und fortan ist ihr Einfluß auf die Geschicke Roms fühlbar. Aber auch ihr bangt vor der immer noch bedeutenden Macht der Kaiserinmutter; durch sie gereizt, sinnt Nero auf das verabscheuungswürdigste Verbrechen, die blutige Beseitigung seiner Mutter. Und Agrippina erliegt in dem jahrelangen Ringen um ihre Macht. Der furchtbare Gedanke, in Nero genährt durch gefällige Helfer, wird zur That, mit wilder Hand zerreißt er die Bande der Natur, und die Mutter wird das Opfer der Feindseligkeit des Sohnes. Und mit Abscheu vernehmen wir, daß der Senat, diese Versammlung von Vertretern altaristokratischer Geschlechter, dem Muttermörder, den die Gewissensangst fern von Rom hielt, Dankeshuldigungen entgegenbringt.

Gleich als wäre er von einem lästigen Zwange befreit, sehen wir Nero jetzt jählings weiter eilen auf der Bahn des Verbrechens. Nachdem sein Berater Burrus dahingegangen — „man weiß nicht, ob durch eine Krankheit oder durch Gift", fügt Tacitus in seiner dunkeln Weise hinzu — und damit auch Senecas Einfluß gesunken ist, verstößt, verbannt, ermordet er seine Gemahlin Octavia, nachdem die niederträchtigste Anschuldigung, „härter als jeder Tod," ihr entgegengeschleudert war, und erhebt an ihre Stelle die seine Sinnlichkeit beherrschende Poppäa Sabina. Und auch Seneca

tritt ab vom Schauplatze; eine gegen den Kaiser angezettelte, nur zu weit verbreitete und dadurch entdeckte Verschwörung giebt Anlaß, auch ihn aus dem Wege zu räumen. Das Unglück, das mit der furchtbaren Feuersbrunst über Rom kommt — „ob zufällig oder durch des Kaisers Bosheit, ist ungewiß, denn die Urkunden sprechen von beidem" —, wird uns von dem Schriftsteller ebenso anschaulich wie ergreifend geschildert; nicht minder die Folgen von Neros Befehl, die Christen als Thäter anzugeben, jene dem Nationalrömer durch „fluchwürdige Schwärmerei" so verhaßte Gemeinde; Neros Park, in dem der Kaiser selbst, als Wagenlenker gekleidet, sich erging, sah die grause Schaustellung der lebenden Fackeln. Und hatte er sich hier dem Volke in sonderbarem Aufputze zuerst gezeigt, so ließ er sich alsbald in demselben ganz öffentlich und allgemein bewundern: in Neapel tritt der Kaiser des römischen Reiches als Wagenlenker in der Arena auf, er betritt als Schauspieler die Bühne, als Dichter, Sänger und Citharspieler läßt er sich vernehmen. Das Ziel seines Ehrgeizes war, in Achaja „die großen, durchs Altertum geheiligten Siegespreise zu erringen und so reicher an Ruhm die Lust des Volkes an dieser Sache zu erwecken". So gesellt sich bei dem Tyrannen zur Wollust und Grausamkeit eine maßlose Eitelkeit, die auf den absonderlichsten Abwegen ihre Befriedigung sucht, die um das Beifallklatschen der Menge buhlt.

Indessen auch bei diesem traurigen Gesamtbilde weiß uns der Geschichtschreiber durch ansprechende Züge gleichsam Erholung zu bieten; auch diesem verkommenen Geschlechte stellt er in fester Charakterisierung einzelne edle Gestalten gegenüber. Die Figur, die sich unter den wenigen großen Männern jener Zeit am höchsten erhebt, ist der Senator Paetus Thrasea. Aber doch nicht ausschließlich, um uns durch Vorführung eines edlen, selbstbewußten Mannes zu erfreuen, nicht um seine Tugenden zu preisen, stellt er ihn vor unsre Augen; vielmehr ist er in der großen römischen Tragödie selbst die tragischste Figur. Seine Festigkeit und seine sittliche Würde brachten ihn zu Falle; denn nachdem Nero schon eine ganze Reihe bedeutender Männer hingemordet hatte, wollte er in diesem „die Tugend selbst ausrotten". Thrasea, dem, obwohl er anfangs von Nero geschätzt war, die Grausamkeiten des Wüstlings unerträglich wurden, blieb den Sitzungen des unterwürfigen Senates fern, entzog sich den Festlichkeiten zu Ehren des Kaisers,

mied den Besuch des Theaters — „er ist der einzige, der des Kaisers Kunstleistungen nicht ehrt“ —, sein ganzes Verhalten zeigte seine Mißstimmung über die Gegenwart. Da wird es seinen persönlichen Gegnern nicht schwer, eine Anklage gegen ihn zu erheben und seine Verurteilung im Senate durchzusetzen. Er ist zu stolz, sich zu verteidigen, ja er verbietet seinen Freunden für ihn einzutreten; ruhig wartet er in seinem Parke, wo er wohnt, die Entscheidung des Senates ab. Da tritt der Quästor ein, welcher ihm den Beschluß, der sein Todesurteil ausspricht, überbringt; und heiteren Gemütes läßt er sich an beiden Armen die Adern öffnen, mit den Worten: „Dies Trankopfer für Jupiter, den Befreier.“ Und dann zu dem Quästor gewandt, ruft er mahnend aus: „Schau her, junger Mann, mögen's die Götter dir nicht zur Vorbedeutung werden lassen; aber dein Leben fällt in eine Zeit, wo es nütze sein mag, an Beispielen der Entschlossenheit sich zu stärken.“

Mit diesen ergreifenden Worten endet das Leben des tragischsten unter den Helden der großen Neronischen Tragödie, der bewundernswert ist ob seines stolzen Mutes, bewundernswert ob seines edlen Sinnes für Freiheit und Tugend. Und gleichzeitig fällt der Vorhang, nicht weil die Tragödie zu Ende ist — denn es fehlt noch der letzte Akt, in dem wir die Katastrophe über Nero sollten hereinbrechen sehen —, sondern weil die Überlieferung der Annalen plötzlich abbricht; die Ungunst der Zeiten hat uns das übrige geraubt, und alle Hoffnung, daß auch die fehlenden Teile uns durch einen glücklichen Zufall könnten wiedergewonnen werden, ist bis jetzt zu schanden geworden, wie Gustav Freytag, mit der Phantasie des Dichters, in seiner „verlorenen Handschrift“ solche getäuschte Hoffnung uns nachempfinden läßt.

Wohl besitzen wir des Tacitus Annalen nur als Torso. Aber welcher denkende Leser wollte sich des tiefen und unauslöschlichen Eindruckes erwehren, den auch in dieser unvollendeten Gestalt das gewaltige Werk hinterläßt! Wer wollte nicht auch hierin den feinen Psychologen, den tiefen Menschenkenner, den großartig gestaltenden Künstler und den für Recht und Wahrheit begeisterten Geschichtschreiber, der sich in seinen Werken selbst als einen der merkwürdigsten Charaktere der antiken Welt offenbart, bewundern! —

Wenn wir in kurzer Skizzierung einige der Hauptmomente aus dem reichen Inhalte der taciteischen Schriften vorgeführt

haben, so hat sich hierbei schon vielfach Gelegenheit geboten, die Art der Geschichtschreibung des Tacitus, ihre Eigentümlichkeiten und Vorzüge zu kennzeichnen. Wir haben gesehen, daß er nicht als gleichgültiger Zuschauer berichtet, daß er nicht bloß Thatsachen aneinander reiht, trotz der dem Herkommen nach von ihm gewählten, ihn selbst oft beengenden annalistischen Anordnung des Stoffes, sondern daß er einmal mit persönlichem Interesse den Ereignissen und dem Auftreten der Personen folgt und sodann, daß er für die Thatsachen die bewegenden Ursachen, für die Handlungen der Menschen die sie bestimmenden Gründe und ihre Ziele aufdeckt, daß er die Ereignisse in ihrem inneren Zusammenhange erkennen läßt. Pragmatische Geschichtschreibung übt Tacitus. Wenn solche Art der Geschichtschreibung leicht dazu kommt, die persönlichen Triebfedern zu überschätzen, andere zu übersehen oder sich in ihnen zu irren, so kann man diesen erklärlichen Mangel auch bei Tacitus finden. Aber seine Art, die Dinge und Menschen zu betrachten, ist doch zu umfassend, die Ziele seiner Geschichtschreibung sind doch zu bedeutend, er selbst steht auf einer zu hohen geistigen Stufe, als daß er dadurch kleinlich, einseitig und unwahr werden könnte. Auch die Einzelheit erscheint ihm nicht für sich, sondern entweder als Symptom oder als ein notwendiges Glied eines größeren Ganzen. Und so will er nicht bloß die einzelne, flüchtig vorübergehende That vor Augen führen, sondern den ganzen Menschen, der durch seine Thaten sein Wesen an den Tag legt; und je höher das Innere des Menschen über seinem Äußeren steht, um so eifriger sucht er den Charakter in seinem Innersten zu ergründen, um so weniger Gewicht legt er auf das äußere Wesen. „Tacitus," so sagt ein einsichtiger Beurteiler,[1]) „ist im Besitze einer ihm beinahe eigentümlichen und dem übrigen klassischen Altertum beinahe fremden Kunst, die man geistige Anatomie, Seelenzerlegung nennen könnte."

So hat Tacitus, was seine Vorgänger nicht kannten, es unternommen, subjektiv Charakterporträts zu zeichnen, und sich nicht damit begnügt, rein objektiv das Material zur Kennzeichnung geschichtlicher Persönlichkeiten wiederzugeben. Während er aber die Personen in den Vordergrund rückt, läßt er doch die Handlungen deutlich reden; gerade bei der Schilderung des Argen und Abscheulichen, von dem er so viel zu berichten hat, hält

[1]) Karl Hoffmeister, Die Weltanschauung des Tacitus. S. 9.

er mit seiner eignen Ansicht etwas zurück, nur sparsam allgemeine Urteile ausdrückend nach dem Grundsatze: wo die Sachen schreien, kann der Erzähler schweigen. Wohl aber bietet er öfters dem Leser Gelegenheit, die Bedeutung der Thaten der Menschen zu messen an dem Eindrucke, den sie auf die Zeitgenossen machten; Stimmung, Auffassung und Urteil der Mitlebenden führt er nicht selten an.

Das Talent des Tacitus ist nicht das des Erzählers, wie wir es an Livius bewundern, er will den Leser nicht unterhalten, noch unterrichten; sein Zweck ist ein ethischer und praktischer zugleich, wie er es selbst ausdrücklich ausspricht: „Da die Mehrzahl der Menschen nicht aus eigner Einsicht das Edle und Nützliche vom Schlechten und Schädlichen zu unterscheiden vermag, so müssen sie durch anderer Geschicke belehrt werden." Darum wird das Laster und das Verbrechen gebrandmarkt, die Tugend in ihrer Hoheit und Reinheit dargestellt. Das schlimmste Verbrechen aber, das die Laster groß zieht, ist ihm die Tyrannei, die heftigste und gefährlichste Leidenschaft die Herrschsucht. Seitdem Marius und Sulla, der eine der grausamste der Plebs, der andere des Adels, die Freiheit durch Waffen niedergeworfen hatten, sind alle Unruhen im Inneren und alle Kriege nur aus der Herrschsucht hervorgegangen. Die Tyrannei hat die Grausamkeit im Gefolge, und blutig ahndet sie die sich gegen sie auflehnende Gesinnung, das gegen sie gerichtete Wort: so werden die Majestätsverbrechen geboren, und es erliegt der Tücke und Gewalt, wen die Willkür schuldig finden will. Das Verbrechen auf dem Throne ist dem Tacitus so verhaßt, daß er für den gegen Neros Leben gerichteten Anschlag nur Worte der Billigung hat, den beabsichtigten Mord eine edle That, den Verräter der Verschwörung aber, den Freigelassenen Milichus, eine Sklavenseele nennt.

Es ist ein durchdringender Mahn- und Warnruf, der allen tyrannischen Machthabern aus des Tacitus Geschichtschreibung entgegenklingt. Und bezeichnend erscheint es, wenn der größte Imperator der Neuzeit, Napoleon I., den Tacitus aufs schärfste verurteilt. Er äußerte Goethe und Wieland gegenüber:[1]) „Aus Tacitus, den Sie alle so hoch stellen, habe ich wenig oder gar nichts gelernt. Ich wüßte keinen andern Historiker, der die Menschheit so verleumdet und verkleinert hat wie er. In den einfachsten

[1]) Fröhlich, Napoleon I. und seine Beziehungen zum klassischen Altertum. S. 8. 9.

Handlungen sucht er immer nach verbrecherischen Motiven. Aus allen Kaisern macht er vollendete Schurken und schildert sie so, daß wir den Geist des Bösen, von welchem sie durchdrungen sind, und sonst nichts bewundern müssen. Ich habe ihn oft loben hören, weil er den Tyrannen Furcht einjagt; aber er läßt die Könige sich vor den Völkern fürchten, und das ist ein großes Übel, gerade für die Völker." Der Korse fühlte, daß der alte Geschichtschreiber, der das Ziel sich steckte, die Tyrannen zu strafen, auch ihn vor dem ganzen Menschengeschlechte anklage.

Schlimmer als das äußere Unheil, das die Tyrannei mit Unterdrückung der Freiheit bringt, ist die Vernichtung der persönlichen Würde der Edlen wie der Niederen, ist die kriechende Schmeichelei, die Heuchelei und Verstellung. Sie ist das Häßlichste und Schimpflichste, womit sich der Mensch entehrt, wodurch die Menschlichkeit vernichtet wird. Alle Arten, alle Grade, alle Merkmale der Schmeichelei weiß Tacitus wahr und lebendig zu schildern. Und schon gleich im Anfange der Regierung des Tiberius, in der ersten Senatssitzung, stellen sich die vornehmen Schmeichler, den Ton des Freimutes annehmend, als sagten sie der Wahrheit und dem öffentlichen Wohle zuliebe, was nur versteckte Schmeichelei, nur niederträchtige Ergebenheit gegen den Regierenden ist. „So allein konnte man noch mit Schein schmeicheln." Ein knapp gefaßtes Urteil, das aber den ganzen inneren Abscheu des vornehm und edel denkenden Mannes erkennen läßt.

In dieser Welt voll Heuchelei, voll Schein und Trug, wo Schmerz und Freude nachgeahmt, wo selbst Frömmigkeit und Tugend erheuchelt und erkünstelt ist, wo das Laster sich verhüllt unter ehrbaren Namen, wo der elende Senat seine Erbärmlichkeit bemäntelt, wo auch der Staat und die Freiheit des Staates nur eitler Schein ist, da fühlt sich der groß und wahr empfindende Römer fremd, er steht nicht grollend, aber in bitterem Unmute und auch voll tiefen Schmerzes über den Niedergang seines Volkes abseits, Menschen und Dinge mit scharfem Auge verfolgend, mit ernstem Urteile begleitend. Daß unter den Lastern der Einzelnen, den Gebrechen des Privatlebens die Gesamtheit leidet, das Staatswohl beeinträchtigt ist, ist ein nicht selten wiederkehrender Gedanke, wie er denn den moralischen Wert des einzelnen Menschen mißt nach seinem Einfluß auf das öffentliche Leben des Volkes. Man kann daher wohl sagen: Moral und Politik sind bei ihm

untrennbar, der gute Bürger ist ihm auch ein guter Mensch. Das führt uns zu einer kurzen Betrachtung der politischen Anschauung unsers Schriftstellers.

Daß Tacitus trotz seiner Auffassung von der Herrschaft, trotz seines Hasses gegen die Tyrannei nicht den Standpunkt des Demokraten eingenommen hat, ist schon wiederholt betont worden. Er war von Grund seiner Seele Aristokrat, überzeugter Anhänger der Senatspartei, die den römischen Staat lange mit Weisheit regiert hatte und stets die Größe und den Nutzen des Gemeinwesens im Auge behielt. Daß die auf altehrwürdigen Überlieferungen fußende Körperschaft des Senates durch die Monarchie zurückgedrängt, in ihrer Freiheit beschränkt ist, und daß sie sich selbst noch demütigt und ihre Ehre preisgiebt, das schmerzt ihn am meisten, bringt ihn am schärfsten zu der Monarchie in Gegensatz. Daher auch sein unverhohlenes Lob für die Märtyrer der Freiheit, die im Kampfe mit der Tyrannei fallen. Aber er ist kein Fanatiker, kein stürmischer Verfechter politischer Ideen, deren Verwirklichung nicht zu erreichen ist. So sehr er der Alleinherrschaft abgeneigt ist, so verschließt er sich doch der Erkenntnis nicht, daß die Monarchie unter den veränderten Zeitverhältnissen notwendig geworden ist; „es lag im Interesse des Friedens," sagt er, „daß die Macht Einem übertragen wurde;" und das Höchste, was man unter solchen Umständen wünschen kann, ist ein guter Fürst. Ihm erscheint es unfruchtbares Beginnen, das Beispiel derer nachzuahmen, die in stolzem Freiheitsdrange der Macht der Gewalthaber entgegentreten und sich selbst aufopfern, ohne der Gesamtheit Nutzen bringen zu können. Er kommt also durch Überlegung zu einer Resignation, die seiner politischen Gesinnung den Weg weist; und er weiß sich ja auch in Besonnenheit selbst dem Mißtrauen und der Tücke eines Domitian zu entziehen, ohne doch durch niedrige Demütigung sich etwas zu vergeben. „Als denkender und tiefsinniger Kopf," sagt einer unsrer besten Litteraturhistoriker,[1]) „gehört er seiner Gegenwart mit Kummer über den Verlust einer schönen Vergangenheit und ohne Aussicht auf bessere Zukunft an; seine Individualität war einerseits echt römisch und an den großen Erinnerungen der Republik genährt, andrerseits neigt sie entschieden zu den modernen Richtungen hin." So steht er inmitten zweier Zeitalter; seine

[1]) Bernhardy a. a. O. S. 555.

Neigung und Überzeugung gehört der Republik, dem Altrömertum, Leben und Notwendigkeit setzen ihn in die Monarchie, ein Kontrast, der seinen ganzen Charakter bestimmt, alle seine Schriften durchzieht. Und einen Wiederhall des Gedankens, dem er in dem Vorwort zum Agricola scharfen Ausdruck giebt: „wenn das Geschlecht der alten Zeit das Extrem der Freiheit, so haben wir das der Knechtschaft erlebt," kann man überall bei ihm durchklingen hören. Stets aber bleibt er wie gesagt der selbstbewußte Aristokrat; Adel verpflichtet, ist sein Grundsatz, die Römerehre und persönliche Würde sein Ideal. Und so eng ist dies Standesgefühl mit seinem sittlichen Bewußtsein verknüpft, daß er das Verbrechen der vornehmsten Römerin, welche die eheliche Treue verletzt, um deswillen verwerflicher findet, weil sie sich mit einem Manne geringerer Herkunft vergangen hat.

Wenn wir nach einem philosophischen Systeme bei Tacitus forschen, so finden wir wohl manche Ansichten, die mit Lehrsätzen der Stoiker oder Epikureer, der beiden in jener Zeit verbreitetsten, wenn man will, bei den Gebildeten beliebtesten Schulen in Rom, übereinstimmen, doch keineswegs so, daß man sagen könnte, des Historikers Ansichten seien auf ihnen aufgebaut, seien aus ihnen hervorgegangene Meinungen. Vielmehr sind alle allgemeinen Gedanken, deren er so viele in seine Darstellung einstreut, selbständige, ihm eigentümliche Urteile, die sich ihm ungesucht aus seiner Auffassung der Dinge ergeben. Wenn Tacitus urteilt, so thut er es unbefangen, ebensowenig beeinflußt durch schulmäßige Lehren wie durch die öffentliche Meinung, wir hören nichts Fremdes, Erborgtes, sondern nur ihn selbst.

Beschränkt somit unser Geschichtschreiber seine Weltanschauung nicht durch ein bestimmtes Lehrgebäude, so sind ihm dennoch die Grundsätze der Philosophie nicht fremd. Er würdigt eine Weltweisheit, „welche nur die Tugend als ein Gut, nur das Böse als ein Übel, und Macht, Rang und alles, was außer der Seele liegt, weder als Gut noch als Übel betrachtet;" ihr lag mit Eifer und Begeisterung der jugendliche Agricola ob, ihr weihten ein Thrasea Paetus und ein Helvidius Priscus ihr Leben, sie stärkte einen Seneca zu einem standhaften Tode. So steht Tacitus, ohne es ausdrücklich auszusprechen, doch mit seiner Neigung den Stoikern nahe, welche die Seele gegen Ungemach stählen und durch Sittenstrenge die altrömische Weise wieder aufleben lassen.

Auf der andern Seite aber tadelt er es, daß so viele seiner Zeitgenossen sich nur deshalb der Weltweisheit hingeben, um unter prunkendem Namen eine thatenlose Muße zu verbergen. Einem Römer und vollends einem Senator ziemt es nicht, sich allzusehr oder ausschließlich theoretischen Studien zu widmen; denn praktische Tüchtigkeit, Bewährung im Staatsleben ist die wahre Aufgabe des Menschen. Kindisch und lächerlich mußte es daher dem Tacitus erscheinen, wenn am Hofe Neros der Beschäftigung mit Philosophie täglich eine Stunde gewidmet wurde, die nach der Mahlzeit, und zur Unterhaltung des Herrschers Männer mit ernstem Gesicht über widersprechende Lehrsätze disputierten; empörend aber und abscheulich, wenn jemand im Gewande der stoischen Philosophen das Bild der Tugend zur Schau trug und sich durch Geld zum Verrate am Freunde erkaufen ließ, wie das P. Egnatius, des Soranus Klient, that.

Fügen wir dieser Skizze von des Tacitus Weltanschauung noch einige Worte von seiner religiösen Auffassung hinzu. So wenig er den Lehren der Weltweisheit einer der beiden herrschenden Philosophenschulen sich anschließt, so wenig bekennt er sich in religiöser Hinsicht zu der Lehre Epikurs über das Wesen der Götter, die nach ihr in stolzer Ruhe und unerreichter Höhe thronen, ohne sich um den Lauf der Dinge und die Geschicke der Menschen zu kümmern, noch zu der der Stoa, welche die Gottheit als das Vernünftige und Belebende in den Dingen, dem Stoffe erkennt. Über das Wesen der Gottheit sich mit Bestimmtheit auszusprechen, hat er nirgends Veranlassung genommen. Aber auch in religiöser Beziehung ist er zu sehr Römer, um sich von den herrschenden Vorstellungen loszureißen, er bleibt auf dem Boden der heimischen Religion stehen; und so ist es denn schon bezeichnend, daß er von den Göttern nie anders als in der Mehrheit spricht. Und doch hat auch Tacitus das Dasein Eines Gottes, wie die meisten denkenden Griechen und Römer, geahnt oder geglaubt. Sagt er nicht von den Juden (trotz des harten, unglimpflichen Urteils, das er sonst über sie fällt) offenbar mit dem Ausdruck der Billigung: „sie verehrten ein nur mit der Seele vorgestelltes, nicht versinnlichtes, einiges, ewiges, unveränderliches Wesen?“ — und von den Germanen: „mit den Namen von Göttern bezeichnen sie jenes geheimnisvolle Wesen, das sie nur in andächtiger Ehrfurcht schauen?“ — Auch von der Majestät der Gottheit hat er

eine höhere Meinung als der in der römischen Gottesverehrung zum Ausdruck kommende Glaube; denn wenn er von den Germanen sagt: „sie halten die Götter für zu hoch, als daß sie in Mauern eingeschlossen und in menschlicher Gestalt dargestellt werden könnten," so giebt er damit nicht den für ein ungebildetes Naturvolk bestimmenden Grund einer Thatsache an, sondern er spricht die ihn selbst beseelende Ansicht aus. Und noch erhabener zeigt sich seine eigne Seele, wenn er berichtet: „Die Germanen halten es für demütiger und ehrerbietiger, an die Thaten der Götter zu *glauben* als um sie zu *wissen*." Denn in dieser Unterscheidung, die ebenfalls nicht von den Germanen, sondern von Tacitus selbst gemacht wird, spricht sich eine Gesinnung aus, von der man, wie von einem berufenen Urteiler[1]) geschehen ist, in der That sagen kann, daß sie mit der des Apostels Paulus übereinstimmt und daß Tacitus mehr christlichen Geistes zu sein scheint als die, welche in unsern Tagen den Glauben in ein Wissen verwandeln wollen.

Hinsichtlich des Verhältnisses der Götter zu den Menschen, ihrer Einwirkung auf die Ereignisse und die menschlichen Geschicke steht Tacitus auf dem Standpunkte der herrschenden Volksreligion, er spricht von Zorn und Gnade, Gunst und Mißgunst der Götter. Die erzürnten Götter müssen besänftigt werden, es ist selbstverständlich, daß, ganz wie in der alten Zeit, die sibyllinischen Bücher aufgeschlagen und die dort empfohlenen Sühnmittel angewandt werden. Tacitus kennt die Anrufung von dii impii, „unrechten Gottheiten," in Zaubersprüchen, zum Verderben anderer. Er glaubte, daß die Götter nicht bloß die unabänderliche Weltordnung vollziehen, sondern auch unmittelbar in die Ereignisse eingreifen. Wunder und Vorzeichen erkennt er bei verschiedenen Gelegenheiten als bedeutungsvoll, so sehr er sich gegen den Aberglauben der Menge verwahrt, der in jeder absonderlichen und auffälligen Erscheinung eine von den Göttern geschickte Vorbedeutung erblickt. „Wundergeschichten anzusammeln," sagt er, „und meine Leser mit Märchen zu unterhalten, wäre meines Bedünkens nicht passend zu dem Ernste meines Werkes; aber was allgemein berichtet und besprochen worden, wage ich nicht als unbegründet zu bezeichnen." Unter dem Eindrucke eines kindlichen Wunderglaubens steht er also gewiß nicht; vielmehr hat er über die Möglichkeit, wie weit der Mensch die Zukunft vorher erkennen

[1]) Hoffmeister a. a. O. S. 99.

und wie weit er den Gang der Ereignisse mit bestimmen könne, oft nachgedacht, ohne freilich auch hier zu einem sichern Schluß und einer befriedigenden Lösung zu gelangen. „Ist vielleicht," so fragt er einmal zweifelnd, „was durch Verhängnis kommen soll, nicht zu vermeiden, auch bei geschehenen Vorzeichen?" Dann wieder hält er es nicht für unmöglich, daß in den Sitten der Menschen wie in den Dingen überhaupt ein beständiger Kreislauf stattfindet. An einer andern Stelle bemerkt er: „Es bleibt mir unentschieden, ob, gleichwie alles übrige, so auch der Gewalthaber Zuneigung und Abneigung durch Vorherbestimmung und das bei der Geburt zugefallene Los gegeben sei, oder ob unser Wollen dabei etwas ausmache." Ob Verhängnis und Notwendigkeit, ob der Zufall, ob fürsorgende Götter die Welt regieren und die irdischen Dinge bewegen, läßt er also im ganzen unentschieden; doch scheint er der in seiner Zeit weit verbreiteten Ansicht sich anzuschließen, daß bei der Geburt des Menschen seine Zukunft vorherbestimmt wird. Daher hält er auch die Kunst der Astrologen nicht für wertlos, wenngleich er sich von ihrer Anwendung bei dem Mißbrauche, den Lügenpropheten damit trieben, fern hält.

Es ist zweifellos, Tacitus hat eine Neigung zum Fatalismus; sie hängt zusammen mit der ganzen Richtung seines Charakters, der etwas Düsteres hat, das Mystische sucht. Versteigt sich sein finstrer Unmut doch einmal sogar zu der Äußerung: „In furchtbaren Gerichten und in deutlichen Anzeichen hat sich's kundgegeben, daß nicht unser friedliches Dasein, sondern Strafe an uns der Wille der Gottheit ist." Aber dennoch kann er nicht die freie Selbstbestimmung des Menschen verkennen, muß er an eine Einwirkung des menschlichen Willens auf die Weltereignisse glauben, muß er sich auch des Sieges der Wahrheit und Tugend über Hinterlist und Bosheit freuen. Hätte er diesen Glauben nicht gehabt, hätte er sich blindlings jener Neigung zum Fatalismus überlassen, er hätte nicht der belehrende Geschichtschreiber sein können, der sich's zur Aufgabe gemacht hat, seinen Zeitgenossen und den Späteren die Thaten und Geschicke früherer Geschlechter als Lehre und Warnung vor Augen zu halten, wie das sein offenbarer und deutlich ausgesprochener Zweck ist. Wenn ihm also die Weltgeschichte eine Erzieherin und Lehrmeisterin ist, wenn er die großen Beispiele der Vorzeit zur Nachahmung empfiehlt und zugleich anerkennt, daß nicht minder die Gegenwart manches

Schöne und Tüchtige, der Nachwelt zum Muster, hervorgebracht hat, so kann er nur von der Voraussetzung ausgehen, daß es dem Menschen möglich ist, nach der erhaltenen Lehre das Gute zu wählen, das Böse zu meiden, mit einem Worte, daß ihm eine freie Selbstbestimmung zusteht. Und in der That, kein denkender und empfindender Leser wird die Bücher des Tacitus aus der Hand legen, ohne die Überzeugung gewonnen zu haben: die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Er selber giebt seinem Volke und allen Zeiten die Mahnung: „Möge das Ringen im Guten nie aufhören!"

Steht somit Tacitus in Bezug auf philosophische, sittliche und religiöse Anschauungen entschieden auf der Höhe der bedeutenden Geister seiner Zeit, hat er über die wichtigsten Probleme des menschlichen Lebens bei mancherlei Anlässen nachgedacht, so hat er sich in seinen Gedanken auch mit den letzten Dingen, mit dem Leben nach dem Tode beschäftigt. Freilich auch hier, ohne zu einer festen Überzeugung zu gelangen, wie der Nachruf, den er dem Agricola widmet, beweist: „Ruhe sanft, *wenn es eine Stätte der Seligen giebt*, wenn — wie die Weisen annehmen — eine große Seele nicht zugleich mit dem Körper der Vernichtung anheimfällt." Ein leiser Zweifel bleibt ihm bestehen, doch er teilt ihn mit den größten Denkern seiner Zeit und seines Volkes. Und war es anders möglich, da die Offenbarung fehlte? — Hatte doch selbst Cicero, der von der Unsterblichkeit der Seele innerlich überzeugt war, es für nötig gehalten, im ersten Buche seiner Tusculanen die Todesfurcht auch für den Fall als nichtig zu erweisen, daß die Seele im Tode untergehe. —

Wenn wir nach dieser Betrachtung des ethischen Gehaltes taciteischer Geschichtschreibung und der allgemeinen Weltanschauung des Historikers übergehen zu der sprachlichen Form, die er für seine Erzählung gewählt und die zu allen Zeiten als die eigenartigste Kunst des Meisters betrachtet worden ist, so mag zuvor noch ein kurzes Wort *über die sachlichen Grundlagen*, die er seiner historischen Darstellung gegeben hat, vorausgeschickt werden.

Tacitus ist so wenig wie irgend ein andrer Historiker des Altertums — das darf zu einer richtigen Beurteilung nicht übersehen werden — Geschichts*forscher*, sondern Geschicht*schreiber*; denn eine Geschichtswissenschaft, wie wir sie heute kennen, war den Alten fremd. Er stellt nicht den Wert oder Unwert der Quellen kritisch fest, sondern er benutzt die auch seinen Vorgängern

zu Gebote stehenden Überlieferungen, seien es amtliche Urkunden, wie die acta diurna und die Senatsprotokolle, oder schriftliche und mündliche Mitteilungen, und folgt der glaubwürdigsten, freilich nicht willkürlich, sondern mit wohl erwogenen Gründen, die er in der Natur der Dinge und dem Charakter der handelnden Personen, aber auch in der Zuverlässigkeit der Gewährsmänner findet; zuweilen bescheidet er sich die verschiedenen Überlieferungen nebeneinander anzugeben und überläßt dem Leser die Entscheidung. Eine seiner am meisten benutzten Quellen war das Geschichtswerk des Cluvius Rufus, der, ein wegen seines Rednertalentes geschätzter Sachwalter, sich in höherem Alter der Geschichtschreibung zuwandte und unter Vespasians Regierung seine historiae verfaßte und dem unser Historiker namentlich in seinem ersten größeren Werke, aber auch in den Annalen vielfach gefolgt ist, aus dem ebenso Plutarch geschöpft hat. Aber nichts wäre verkehrter, wollte man daraus schließen, Tacitus habe sich begnügt, fremden Fleiß zu sammeln. Er hat den fremden Inhalt in ein neues Gefäß gegossen. Haben wir oben gesehen, daß er einen hohen ethischen Zweck bei seiner Geschichtschreibung verfolgte, daß er dabei sein subjektives Gefühl mitsprechen ließ, so laut und eindringlich, daß der Leser unwillkürlich von demselben Gefühl ergriffen wird, so hatte er ebenso einen künstlerischen Zweck im Auge: ein rhetorisches, ja man kann sagen ein dichterisches Kunstwerk wollte er schaffen, wenn er seine geschichtliche Prosa schrieb. Er war, wie wir früher ausgeführt haben, ein Meister der rhetorischen Kunst; Zeugnis davon giebt auch in seinen Schriften die Gruppierung seines Stoffes, Zeugnis die knappe und treffende Charakterisierung seiner Figuren, Zeugnis auch die zahlreich in die Erzählung aufgenommenen Reden, die er nicht vorträgt wie sie gesprochen worden waren, sondern in seine eignen Worte umsetzt; Zeugnis davon giebt der ganze eigenartige Stil, den er sich selbst auf dem Grunde seiner Subjektivität gebildet hat.

Wenn wir die Wahrnehmung machen konnten, daß Tacitus in den Grundanschauungen des politischen und sittlichen Lebens wohl auf dem Boden seiner Zeit steht, aber doch in dieser eine völlig selbständige Stellung in seinem Urteilen und Denken behauptet, so kann man etwas Ähnliches auch in seiner Sprache erkennen. Wohl gewahrt man in ihr die hauptsächlichsten Merkmale der nachklassischen Periode, der sogenannten silbernen Latinität, wie

sie seit Livius sich herausgebildet hatte, die man hauptsächlich in der brevitas, der variatio und dem color poeticus erblickt, dem Streben nach Kürze, dem Abweichen von der Concinnität und der poetischen Färbung des Ausdrucks; und doch zeigt sie eine Selbständigkeit und Originalität, daß sie von der aller andern Schriftsteller der Zeit sich unterscheidet, ja daß sie als unnachahmlich erscheint. Tacitus hat sich selbst seinen Stil für die Zwecke seiner historischen Darstellung geschaffen und fort und fort an der Weiterbildung desselben mit Absicht und Bewußtsein gearbeitet; und wenn je auf einen Schriftsteller das Wort des berühmten Akademikers Buffon sich anwenden läßt: le style c'est l'homme même, so gilt es von Tacitus.

Daß in der Erstlingsschrift, dem Dialogus, ein bedeutender Unterschied der Sprache von den späteren Werken, insbesondere den Annalen, sich zeigt, haben wir schon früher besprochen, auch die Gründe kurz angedeutet, welche diesen Unterschied erklärlich machen. In jener Jugendarbeit, die den Beweis liefert, daß der Schriftsteller sich an klassischen Mustern, namentlich Cicero, gebildet hat, herrscht eine gewisse Eleganz der Sprache, Fülle des Ausdrucks, Ausführlichkeit der Darstellung, der Verfasser schreibt ohne Affektation, natürlich, klar und fließend. Aber bereits im Agricola und in der Germania tritt jene eigentümliche Knappheit und Prägnanz des historischen Stiles zu Tage, die zugleich als ein Erzeugnis der natürlichen Geistesart und der besonderen Lebensschicksale des Verfassers anzusehen ist und die uns nun den eigentlichen und wahren Tacitus näher vor Augen stellt.

Die historischen Studien, denen er sich widmete, zeigten ihm viel Gewaltsames, oft Schreckliches und Erschütterndes; zur Darstellung solcher Thatsachen schien ihm die ruhige und ebenmäßige Sprache, wie sie die herkömmliche Rhetorik lehrte, wenig geeignet. Seine eignen Lebenserfahrungen waren ähnlicher Art. „In der schrecklichen Zeit unter Domitian" — um uns der treffenden Worte eines hervorragenden Kenners taciteischer Diktion[1]) zu bedienen —, „umgeben von Greueln jeder Art, geängstigt und erbittert durch unaufhörliche Blutthaten, hat Tacitus das Interesse für die klassische Harmonie der Darstellung verloren, und durch Kürze der Fassung, durch Neuheit oder Kühnheit des Ausdrucks, durch poetische Formen sucht er dem Inhalte seiner Schriften

[1]) Dräger in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Annalen, 5. Aufl., S. 3.

gerecht zu werden." Die Kürze zeigt sich in dem schmucklosen Bau der Sätze, in dem unverbundenen Zusammendrängen von Gegensätzen, in der Häufung historischer Infinitive, in der knappen Fassung des Gedankens, die nur das wirklich Bedeutsame hervorhebt und der Phantasie des Lesers die weitere Entwicklung der Anschauung überläßt, die alles beiseite läßt, was bloß Wort ist, die äußere Verknüpfung, die Anwendung der Kopula vernachlässigt, sich in Ellipsen gefällt. Man möchte sagen, oft giebt jedes Wort dem Leser neuen Anstoß zum Nachdenken. Und doch wird die Darstellung dadurch nicht etwa hart, nicht holperig, sondern gewinnt an Lebendigkeit, an Wucht, packt wie die kraftvoll gesprochene Rede, erheitert nicht wie die gleichmäßig fließende Erzählung. Ähnlich sind auch die seiner subjektiven Stimmung entsprechenden Urteile gehalten, die er gern seiner Darstellung einstreut und die in ihrer scharfen, epigrammatischen Form besonders eindringlich wirken. Die Neuheit des Ausdrucks zeigt sich in der Bevorzugung der ursprünglich griechischen Konstruktionen, die wohl der silbernen Latinität überhaupt eigen sind und insbesondere von den Dichtern gern angewandt werden, aber bei keinem Prosaiker jener Zeit so häufig erscheinen wie bei ihm. Dahin gehören die zahlreichen Infinitivkonstruktionen, wo ein Finalsatz erwartet wird, dahin der ausgedehnte Gebrauch der sogenannten Adjectiva relativa, des Akkusativs der Beziehung, des Konjunktivs der Wiederholung, einer Nachbildung des iterativen Optativs. Es ist Tacitus eine Lust, Formen und Konstruktionen zu ändern und zu neuern, er hat manche Wörter neu gebildet, einzelne sind in der lateinischen Litteratur als ἅπαξ εἰρημένα stehen geblieben. Und doch ist er bei aller Kühnheit der Sprache, bei aller Vorliebe für dichterische, farbenreiche Ausdrücke so durchaus konservativer Römer, daß er die Fremdwörter vollständig meidet, in einem Maße, daß er sogar einen griechischen Beinamen durch den lateinischen Ausdruck umschreibt. Aber Fremdwörter erscheinen ihm offenbar auch zu inhaltlos, und er will doch nur Gedanken geben; aus gleichem Grunde wählt er statt geläufiger technischer Ausdrücke, die durch den häufigen Gebrauch etwas Alltägliches an sich tragen, gern eine kurze, die Sache treffende Umschreibung.

Tacitus hat den gleichmäßigen Ton der natürlichen Darstellung, den er in den ruhigen Zeiten seiner Jugend besaß, auch in der glücklichen Periode eines Nerva und Trajan, die den

Gedanken und das Wort frei gab, nicht wiedergefunden. Er hat im Gegenteil seine Sprache, seiner subjektiven Art entsprechend, immer weiter in der einmal eingeschlagenen Richtung ausgebildet. Der Prozeß gelangt nicht zur Ruhe, er steigert sich, läßt sich durch die Zeitfolge seiner Schriften verfolgen, ja der kundige und aufmerksame Leser vermag eine Weiterbildung innerhalb der letzten Schrift, der Annalen selbst, zu finden: die Sprache der letzten Bücher dieses Werkes weist in manchen Punkten eine Steigerung gegenüber den ersten auf.

Doch wozu noch mehr Züge der Eigentümlichkeit des taciteischen Stiles sammeln? zu erschöpfen ist das Thema auf diesen Blättern nicht. Es konnte uns nur darauf ankommen, den Leser auf einige der hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten aufmerksam zu machen, um zu zeigen, wessen er sich bei der Lektüre des Tacitus zu versehen hat; den wirklichen Genuß dieser Lektüre, das Verständnis für die Eigenart des Historikers, die Erkenntnis von der eigentümlichen Übereinstimmung von Inhalt, Stimmung und Sprache wird doch nur der empfinden, welcher sich mit einiger Liebe in den Schriftsteller versenkt. Dann aber wird man sich auch schwer dem Banne entziehen können, in dem Tacitus gefangen hält; denn er beherrscht durchaus seine Leser. „Er reißt uns fort, faßt die innersten Fasern unsers Herzens; wir folgen ihm bei großen Katastrophen mit angehaltenem Atem, mit klopfendem Herzen, ohne Ermüdung, in gewaltsamem Wechsel der Empfindungen, deren Stärke und Aufregung uns wohlthut.“ [1])

Welches ist nun aber der eigentliche Zauber, der uns bei Lesung der Werke des Tacitus ergreift? ist es die Sprache, deren Originalität und Kunst wir bewundern? ist es der Charakter, die Persönlichkeit des Schriftstellers, die, trotzdem er kaum dann und wann von sich selbst spricht, uns so klar entgegentritt? sind es die Schilderungen von Situationen und Charakteren, die in lebendigem Wechsel an unserm geistigen Auge vorüberziehen? — Wir müssen sagen, kein einziger der erwähnten Vorzüge, denen sich noch manche hinzufügen ließen, vermag für sich allein den Eindruck zu erklären, den Tacitus von je auf denkende Leser — und nur an solche wendet er sich — gemacht hat; sie wirken alle zusammen gleichzeitig. Eines aber kommt als wesentliches

[1]) Nipperdey in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Annalen, 5. Aufl., S. XLI.

Moment hinzu, ja ist das wahrhaft Lebendige und Belebende in seiner Geschichtschreibung: das ist der Kontrast des Seelenadels des Erzählers und der Niedrigkeit des Lebens, in dem er steht und das er schildert. Ein vortrefflicher Kenner des Altertums[1]) sagt: „Der Gegensatz ist die eigentliche Seele der Darstellungen des Tacitus.“ Und in der That, die Erkenntnis des Gegensatzes zwischen seinem Ideal und der Wirklichkeit ist es, die ihm überall die Feder geführt hat, die alle seine Schriften durchzieht. Es ist der Gegensatz zwischen der — als notwendig erkannten — Monarchie und der durch sie verloren gegangenen Freiheit der Verfassung, der Gegensatz der Willkür und der freien Persönlichkeit, der Gegensatz einer traurigen, erdrückenden Wirklichkeit und einer hohen, idealen, sittlichen Weltanschauung, der Gegensatz von Einst und Jetzt. Und tritt nicht schon in dem Thema des Dialogus, der ersten Schrift unsers Tacitus, die Gegenüberstellung der Gegensätze, der Vergleich der modernen und klassischen Beredsamkeit hervor? zeigt sich nicht in dem Agricola eine Persönlichkeit, die durch Ehrenhaftigkeit und Reinheit des Charakters unter den Zeitgenossen eine Sonderstellung einnimmt und dadurch den Haß des Tyrannen auf sich zieht? ist nicht in der Germania ein Volk geschildert, das in seiner Sitteneinfalt in schneidendem Gegensatze steht zu dem überfeinerten, entarteten Römertum? und tritt nicht an zahllosen Stellen der Historien und Annalen die Verdorbenheit der Zeit im Gegensatze zu der hohen Gesinnung, die den Schriftsteller selbst beseelt, in ein grelles Licht? Daher auch seine Neigung, Züge aus der alten römischen Geschichte seiner Erzählung einzufügen, daher die Neigung, Parallelen zu ziehen, daher auch die Eigentümlichkeit seines rhetorischen Stiles, die Antithesen scharf und unverbunden aneinander zu rücken.

Wenn wir Tacitus' Werke lesen, so ist es, als führe uns ein ruhiger, sicherer Geist und hoher Charakter durch eine verwilderte Welt, und je mehr wir die Greuel und Laster, die in dieser leben, verabscheuen, um so lebhafter bewundern wir, wie jener für Tugend und Recht eintritt, um so wärmer schlägt unser Herz für ihn und auch für die Ideale, denen er nachstrebt.

Wir wiederholen es noch einmal ausdrücklich zum Abschluß unsrer Betrachtung über die schriftstellerische Bedeutung unsres

[1]) Franz Passow.

Geschichtschreibers nach ihrer ethischen und ästhetischen Seite: Tacitus ist kein fleckenloses Gestirn, er ist nicht ohne Mängel, sowohl was seine Darstellungsform als auch was seine sittliche Anschauung betrifft. Seine Sprache hat nicht selten etwas Gesuchtes, man mag vielleicht sagen Manieriertes, sie ist da, wo seine Subjektivität noch ringt mit der Form, die er sich neu zu gestalten strebt, mitunter dunkel, später zuweilen spröde; seine Lebensanschauung, die auch sein Urteil über die Menschen und ihre Thaten oft beeinflußt, ist unverkennbar eine pessimistische. Aber die Mängel der Form verschwinden bei der künstlerischen Verarbeitung des Materials, die den Leser unwiderstehlich zur Bewunderung hinreißt, sein Pessimismus tritt zurück hinter der Fülle lebenswarmer Schilderungen und echt menschlicher Charakterisierungen. Und mit voller Überzeugung dürfen wir uns dem Urteile eines Ranke anschließen, der über den „Meister, den er bewundert und verehrt", die bedeutenden Gedanken ausspricht:[1]) „Er behandelt das überlieferte Material wie der Künstler den rohen Stoff, und über das Ganze ergießt er den Strom seiner Diktion, welche alles zu einer geistnährenden Gestaltung umschafft; er ist ebenso unabhängig von seinen Vorbildern als unnachahmlich, ein Meister aller, die vor ihm und nach ihm geschrieben haben."

Stand Tacitus bei seinen Zeitgenossen durch seine vielseitige Bildung, durch seine umfassende rhetorische Thätigkeit wie durch hohe und verdienstliche amtliche Stellung in großem Ansehen, so wird dies durch seine schriftstellerische Thätigkeit, die eigentümliche, von der herkömmlichen so abweichende Art der Auffassung der Dinge, die ergreifende Darstellung nicht verringert worden sein; auf den Kaiser wie auf die geistig Bevorzugten jener Zeit hat seine Geschichtschreibung gewiß tiefen Eindruck gemacht; das dürfen wir auch ohne bestimmte Zeugnisse mit Zuversicht annehmen. Aber der großen Mehrzahl gegenüber — auch seiner Standesgenossen — werden die strengen Lehren, die er gab, die herben Rügen, die er erteilte, die ernsten Warnungen, die er vorhielt, wohl verklungen sein wie das Wort des Predigers in der Wüste. Lange war der Ruhm des Geschichtschreibers lebendig; aber es war bald nur der Ruhm, den man ihm gönnte, von nachhaltig wirkendem Einfluß war nichts zu spüren. Tacitus hatte durch die sittliche Tendenz seiner Geschichtschreibung seine Zeitgenossen und die nach-

[1]) Weltgeschichte III, 2 (4. Aufl.) S. 288 und 317.

kommenden Geschlechter belehren wollen, er hatte in dem Verfall der Sittlichkeit im Staate den Grund des drohenden Niederganges erblickt und deshalb sein warnendes Memento ertönen lassen; allein dem fortschreitenden Niedergange konnte auch die Stimme eines Tacitus nicht Einhalt gebieten. Und die Kunst des Historikers? — auch sie blieb in ihrer Größe einsam stehen; zu taciteischer Auffassung der Vergangenheit konnte sich kein Geschichtschreiber wieder aufschwingen; die späteren bringen Hofgeschichte und Biographien, sammeln kritiklos mehr oder weniger interessante Einzelheiten, gefallen sich in Klatsch und Anekdoten oder in oberflächlicher summarischer Zusammenfassung früherer ausführlicher Arbeiten. Jahrhundertelang kehrt der Name des Tacitus wohl wieder, aber sein Geist wird nicht empfunden. Der Kaiser M. Claudius Tacitus (276 n. Chr.), der Präfekt Galliens Polemius (476) setzten eine besondere Ehre darein, den großen Historiker unter ihre Ahnen zu zählen; aber schon der erstere hielt die Anordnung für nötig, jährlich die Werke des Tacitus zehnmal abschreiben zu lassen, „damit sie nicht durch die Gleichgültigkeit der Leser verloren gingen." Vielleicht haben wir dieser Verordnung allein es zu verdanken, daß wir heute den Tacitus kennen; wiederholt freilich wurde ihre Ausführung nicht, denn der Kaiser Tacitus war nur ein halbes Jahr im Regimente. Flavius Vopiscus, ein Zeitgenosse Konstantins des Großen, C. Sollius Apollinaris Sidonius, von 472—488 Bischof von Clermont, der formgewandte Vertreter gallisch-römischer Gelehrsamkeit, thuen rühmend des Tacitus Erwähnung; Cassiodorus, des Ostgotenkönigs Theoderich Geheimsekretär, und sein Excerptor Jordanis bringen Zeugnisse aus ihm vor. Aber nach dem sechsten Jahrhundert schwindet fast jede Spur von einer Kenntnis des größten Geschichtschreibers; nur ein vereinzeltes Beispiel findet sich noch im neunten Jahrhundert, wo Rudolf, Mönch von Fulda, des Rhabanus Maurus Schüler und Ludwigs des Frommen Beichtvater, in seinen Jahrbüchern von Fulda an zwei Stellen sich auf Tacitus beruft. Das fernere Mittelalter hat die Kenntnis des großen Historikers vollständig verloren. Wohl wurden seine Werke hie und da von einem Mönch in seiner verschnörkelten Schrift abgeschrieben, aber er wußte wohl selbst nichts von dem Werte seiner Arbeit, das Kloster ahnte nicht, welchen Schatz es barg. Unter den in den Klosterschulen zum Studium empfohlenen alten

Schriftstellern suchen wir den Tacitus vergebens. So kommt es, daß von den Historien nebst dem zweiten Teile der Annalen und von dem ersten Teile der Annalen nur je eine Handschrift aus dem früheren Mittelalter vorhanden ist, aus denen alle übrigen geflossen sind. Erst die Zeit des Humanismus, die wieder erwachende, schier wunderbare Begeisterung für das klassische Altertum, die im 14. und 15. Jahrhundert in Italien ihren Anfang nahm und die Geister ergriff, zog auch den so lange vergessenen und verschollenen größten Historiker der Römer wieder ans Licht. Boccaccio, der Dichter und Gelehrte, der unermüdlich und mit außerordentlichem Glücke suchende Poggio, der 1416 vom Kostnitzer Konzil aus die benachbarten Klöster durchstöberte, konnten auch für einzelne Teile der taciteischen Werke alte Handschriften beibringen; wertvolle Funde machte zwischen 1450—60 der von Papst Nikolaus V., dem Gründer der berühmten Vatikanischen Bibliothek, nach Deutschland gesandte Enoch von Ascoli in dem Kloster zu Hersfeld. Die Buchdruckerkunst kam der Ausbreitung der neu entdeckten Schätze zu statten; schon 1470 besorgte Vindelinus de Spira in Venedig die erste Ausgabe der bis dahin bekannten taciteischen Werke, die editio princeps; und bald übernahm auch die gelehrte Thätigkeit der folgenden Generationen die Bearbeitung des gewonnenen Materials. Die Wissenschaft der Neuzeit holte an dem großen Römer mit Eifer nach, was das Mittelalter versäumt hatte. Seitdem der Niederländer Justus Lipsius, derselbe, den wir als den Zweifler an der Echtheit des taciteischen Dialogus früher kennen gelernt haben, in seiner Bearbeitung des Tacitus (zuerst 1574) ein unübertroffenes Meisterwerk geschaffen, durch das er sich rühmen durfte dem Schriftsteller ein neues Leben geschenkt zu haben, hat die gelehrte Forschung nicht aufgehört, in des Tacitus Werken den würdigsten Gegenstand ihrer Arbeit zu erkennen. Sprach- und Geschichtsforscher, Litterarhistoriker und Philosophen sind um die Wette bemüht gewesen, die geistigen Schätze, die in ihnen niedergelegt sind, zu heben und zu verwerten; die Sprache, die sachliche Darstellung, die Weltanschauung, die ethischen Lehren des Tacitus haben bis auf den heutigen Tag ihren Zauber geübt und die berufenen Geister beschäftigt. Allen Kreisen der Gebildeten hat man den Historiker, dem unter den Römern keiner, unter den Griechen nur Thucydides an die Seite gestellt werden kann, zugänglich gemacht, alle haben ihr Wohl-

gefallen daran gefunden; das bezeugt die erstaunlich große Menge von Übersetzungen, die Tacitus in den Sprachen aller civilisierten Völker gefunden hat — sind es doch in Deutschland allein über 20, in Frankreich gar über 50.

Solange die klassischen Studien eine Stätte behalten in der höheren Bildung der Völker, so lange werden auch die Schriften des Tacitus ihre Anziehungs- und ihre Bildungskraft bewahren, so lange wird dem Historiker der römischen Kaiserzeit die Bewunderung und Verehrung aller folgen, die für hohe geschichtliche Auffassung, für kunstvolle Darstellung und scharfe Charakterzeichnung ein Verständnis haben, die einen großen Charakter und einen großen Künstler zu würdigen vermögen.

Zeittafel.[1])

n. Chr.

14 19. Auguſt. Auguſtus ſtirbt zu Nola.
Tiberius Claudius Nero, 56 Jahre alt, tritt die Regierung an.

37 16. März. Tiberius ſtirbt bei dem Vorgebirge Miſenum, 78 Jahre alt.
Gajus Cäſar Auguſtus Germanicus (Caligula) ſein Nachfolger.

41 24. Januar. Gajus von einem Offizier der Garde ermordet.
Ti. Claudius Nero Germanicus von den Prätorianern zum Imperator ausgerufen und vom Senate beſtätigt.

54 Claudius durch Agrippina vergiftet.
Nero Claudius Cäſar Druſus Germanicus von den Prätorianern als Imperator begrüßt.
P. Cornelius Tacitus geboren.

62 C. Plinius Secundus der jüngere geboren.

68 9. Juni. Nero tötet ſich ſelbſt.
Okt. Ser. Sulpicius Galba zieht in Rom ein.

69 15. Januar. M. Salvius Otho zum Kaiſer ausgerufen.
Galba ermordet.
Otho giebt ſich (nach der Schlacht bei Bedriacum) den Tod.
1. Juli. T. Flavius Veſpaſianus im Orient zum Imperator ausgerufen.
18. Juli. A. Vitellius zieht in Rom ein.
24. Dezember. Vitellius beim Straßenkampf erſchlagen.
31. Dezember. Lex de imperio Vespasiani.

70 November. Veſpaſian in Rom.
Tacitus wird Schüler der Redner und Rechtsgelehrten M. Aper und Julius Secundus (auch des Rhetors M. Fabius Quintilianus?).

75 Geſpräch „über die Redner" zwiſchen Aper, Secundus, Vipſtanus Meſſalla und Curiatius Maternus.

? C. Suetonius Tranquillus, Verfaſſer der vitae Caesarum (von Cäſar bis Domitian), geboren.

76 C. Plinius Secundus der ältere giebt ſeine naturalis historia heraus (dem Titus gewidmet).

77 Tacitus Militärtribun (?) — 1. Juli. Cn. Julius Agricola mit Domitian consul suffectus. Tacitus mit des Agricola 14jähr. Tochter verlobt, die er Ende des Jahres heiratet.

---

[1]) Teilweiſe mit Benutzung der Zeittafel in Asbach, Römiſches Kaiſertum und Verfaſſung bis auf Trajan.

78 Agricola geht als legatus pro praetore nach Britannien.
79 Tacitus Quäſtor.
23. Juni. Veſpaſian ſtirbt, 70 Jahre alt. Sein älteſter Sohn Titus Flavius Veſpaſianus ſein Nachfolger.
24. Auguſt. Der ältere Plinius kommt beim Ausbruche des Veſuvs um. Herculaneum und Pompeji verſchüttet.
80(?) Tacitus giebt den dialogus de oratoribus heraus.
81 Tacitus Ädil (oder Volkstribun?).
13. September. Titus ſtirbt. Sein Bruder T. Flavius Domitianus ſein Nachfolger.
85 Agricola, aus Britannien abberufen, triumphiert in Rom.
88 Tacitus Prätor, zugleich Quindecimvir sacris faciundis. Ludi saeculares.
89—93 Tacitus in einer Provinz.
93 Cn. Julius Agricola ſtirbt.
94(?) Quintilian giebt ſein Werk de institutione oratoria heraus.
96 18. September. Domitian ermordet. M. Coccejus Nerva vom Senate zum Kaiſer erhoben.
Der Dichter P. Papinius Statius, Sohn des Lehrers des Domitian, ſtirbt.
97 Tacitus consul suffectus. Er hält dem L. Verginius Rufus die Leichenrede.
Tacitus giebt die Lebensbeſchreibung des Agricola heraus.
98 27. Januar. Nerva ſtirbt. M. Ulpius Trajanus übernimmt in der Colonia Agrippinensis die Regierung.
Der Epigrammendichter M. Valerius Martialis verläßt Rom.
Tacitus giebt die Germania heraus.
99 Trajan kehrt aus Germanien nach Rom zurück.
100 Tacitus klagt mit Plinius den Statthalter von Afrika, / Marius Priscus, de repetundis an.
? Tacitus giebt die erſten Bücher der Hiſtorien heraus.
105 Plinius giebt den erſten Teil ſeiner Briefſammlung heraus.
107 Plutarch giebt ſeine βίοι παραλληλοι heraus, dem Konſul Q. Soſius Senecio gewidmet.
108(?) Plinius ſchließt ſeine Briefſammlung ab.
Tacitus beginnt die Annalen.
111 Plinius Statthalter der Provinz Bithynien und Pontus; ſein Briefwechſel mit Trajan.
112 Tacitus Prokonſul in Aſien.
115 Tacitus giebt die Annalen heraus.
117 11. Auguſt. Trajan ſtirbt zu Selinus auf einem Feldzuge in Aſien.
? Tacitus ſtirbt.

Inhalt.

Seite

Einleitung 5
Leben des Tacitus 7
Schriften des Tacitus 27
Dialogus de oratoribus 27
Agricola 31
Germania 34
Historien 42
Annalen 53
Tiberius 60
Claudius 69
Nero 70
Die Geschichtschreibung des Tacitus 74
Politische, philosophische, religiöse Anschauung des Tacitus 74
Stil des Tacitus 83
Tacitus im Mittelalter und in der Neuzeit 87
Zeittafel 93

NOV 5 1906
NOV 20 1906
DEC 15 1906
MAR 2 1907
NOV 10 1911
AUG 7 1912
AUG 7 1912

Lt 1.970.5
Der Geschichteschreiber P. Corneliu
Widener Library 006852528
3 2044 085 236 610